Albert. — Luzern.

Die Dekabristen.

Erzählungen

von

Graf Leo Tolstoi.

Übersetzt aus dem Russischen

von

Dr. Hermann Roskoschny.

Zweite Auflage.

Berlin.
Schreiter'sche Verlagsbuchhandlung.

Albert.

I.

Fünf reiche junge Leute kamen um drei Uhr nachts in eins der Petersburger Ballhäuser, um sich zu belustigen.

Sekt wurde in Menge getrunken, die Mehrzahl der Gäste waren sehr junge Leute, die Mädchen waren schön, Klavier und Geige spielten unermüdlich eine Polka nach der andern, es gab Tanz und Lärm ohne Unterbrechung; doch es herrschte eine so eigentümliche Langeweile, die Gäste fühlten sich unbehaglich, jedem schien es (wie das oft zu geschehen pflegt), daß alles das nicht das Rechte und daß es nicht nötig sei.

Mehrmals hatten sie sich bemüht, die Heiterkeit zu steigern, doch verstellte Heiterkeit war schlimmer als Langeweile.

Einer der fünf jungen Leute, der mehr als die übrigen mit sich und den anderen und mit der Art, wie sie den ganzen Abend verbracht hatten, unzufrieden war, erhob sich von Ekel erfüllt, suchte seinen Hut und ging hinaus mit der Absicht, unbemerkt fortzufahren.

Im Vorzimmer war niemand, aber im anstoßenden Zimmer, hinter der Thür, hörte er Stimmen, die mit einander stritten.

Der junge Mann blieb stehen und lauschte.

„Es geht nicht. Es sind Gäste dort," sagte eine Frauenstimme.

„Lassen Sie mich hinein, ich bitte Sie'" bat eine schwache Männerstimme.

„Ich werde Sie ohne Erlaubnis der Madame nicht einlassen," sagte die Frau. „Wohin wollen Sie? Ach so ein Mensch! . . ."

Die Thür wurde aufgerissen, und auf der Schwelle erschien eine seltsame Männergestalt.

Als sie die Gäste erblickte, hielt die Dienerin den Eindringling nicht mehr zurück, und die seltsame Gestalt

trat, auf krummen Beinen daherwackelnd, mit einer schüchternen Verbeugung in das Zimmer.

Es war ein Mann von mittlerem Wuchs, mit schmalem, gekrümmtem Rücken und wirrem Haar.

Er trug einen kurzen Ueberzieher und abgenutzte enge Beinkleider über unsauberen Stiefeln.

Das zu einem Strick zusammengedrehte Halstuch umschlang einen langen weißen Hals.

Aus den Rockärmeln sah an den mageren Händen das schmutzige Hemd hervor.

Doch trotz der ungewöhnlichen Magerkeit seines Körpers war sein Gesicht zart und weiß und auf den Wangen spielte sogar ein leichtes Rot über dem spärlichen Schnurr- und Backenbart.

Das ungekämmte, zu Berge stehende Haar enthüllte eine überaus reine Stirn.

Die schwarzen, müden Augen blickten sanft, forschend, aber zugleich auch würdevoll vor sich hin.

Ihr Ausdruck verschmolz fesselnd mit dem der frischen, in den Mundwinkeln schief gezogenen Lippen, die unter dem spärlichen Schnurrbart sichtbar waren.

Nach einigen Schritten blieb er stehen, wandte sich zu dem jungen Mann und lächelte.

Das Lächeln schien ihm schwer zu fallen, doch als das Lächeln sein Gesicht verklärte, lächelte der junge Mann ebenfalls — ohne selbst zu wissen warum.

„Wer ist das?" fragte der junge Mann die Dienerin, als die seltsame Gestalt an ihm vorbei in das Zimmer getreten war, aus dem der Lärm des Tanzes herausdrang.

„Es ist ein verrückter Geigenspieler aus dem Schauspielhaus," erwiderte die Dienerin. „Er kommt manchmal zu der Frau."

„Wohin bist Du verschwunden, Lelessow?" wurde in diesem Augenblick aus dem Saale gerufen.

Der junge Mann, den sie Lelessow nannten, kehrte in den Saal zurück.

Der Geigenspieler stand an der Thür und sah den Tanzenden zu, wobei er durch sein Lächeln, seinen Blick und durch Pochen mit den Füßen das Vergnügen zu erkennen gab, das ihm dieses Schauspiel bereitete.

„Nun, gehen Sie auch tanzen!“ sagte zu ihm einer der Gäste.

Der Geigenspieler verneigte sich und warf der Hausfrau einen fragenden Blick zu.

„Gehen Sie, gehen Sie! ... Was hindert Sie denn, wenn die Herren Sie einladen?“ mischte die Hausfrau sich in das Gespräch.

In die mageren, schwachen Glieder des Geigenspielers kam plötzlich Leben und Bewegung, und er begann schwerfällig und ungeschickt im Saal umherzuhüpfen, wobei er mit den Augen winkte und lächelte.

Mitten in der Quadrille stieß plötzlich ein lustiger Offizier, der sehr schön und lebhaft tanzte, unversehens mit dem Rücken gegen den Geigenspieler.

Die schwachen, müden Beine vermochten das Gleichgewicht nicht zu halten, der Geigenspieler machte noch einige schwankende Schritte seitwärts und fiel der ganzen Länge nach auf den Boden.

Trotz des scharfen, dumpfen Klanges, den der Fall hervorbrachte, brachen im ersten Augenblick fast alle in ein Gelächter aus.

Doch der Geigenspieler erhob sich nicht.

Die Gäste verstummten, auch der Klavierspieler hörte auf zu spielen, und Lelessow und die Hausfrau waren die Ersten, die auf den Gestürzten zuliefen.

Er lag auf den Ellbogen gestützt da und blickte trüb zu Boden.

Als man ihn aufgerichtet und auf einen Stuhl gesetzt hatte, strich er mit einer raschen Bewegung der knöchernen Hand die Haare aus der Stirn und begann zu lächeln, ohne auf die an ihn gerichteten Fragen Antwort zu geben.

„Herr Albert! Herr Albert!“ sagte die Hausfrau. „Haben Sie sich verletzt? Wo? Ich sagte ja, daß Sie nicht tanzen sollten! Er ist so schwach!“ fuhr sie fort, zu den Gästen gewendet. „Er kann nur mit Mühe gehen, wie sollte er noch tanzen!“

„Wer ist er denn?“ fragte man die Hausfrau.

„Ein armer Mensch, ein Künstler. Ein sehr guter Kerl, nur eine klägliche Gestalt, wie Sie sehen.“

Sie sagte das, ohne sich wegen der Gegenwart des Geigenspielers irgend einen Zwang aufzuerlegen.

Der Geigenspieler kam zur Besinnung, und gleich als ob er über etwas erschrecke, krümmte er sich zusammen und stieß die ihn Umgebenden zurück.

„Das hat alles nichts zu sagen,“ sagte er plötzlich, indem er sich mit sichtlicher Anstrengung von dem Stuhl erhob.

Und um zu beweisen, daß ihm nichts fehle, ging er in die Mitte des Zimmers und wollte dort hüpfen, glitt aber aus und wäre wieder gefallen, wenn man ihn nicht aufgefangen hätte.

Alle fühlten sich unbehaglich, sahen ihn an und schwiegen.

Der Blick des Geigenspielers verlor wieder seinen Glanz, er vergaß offenbar alle Anwesenden und rieb mit der Hand sein Knie.

Plötzlich hob er den Kopf, stellte das zitternde Bein vor, warf mit derselben raschen Handbewegung wie zuvor die Haare zurück, ging auf den Geiger zu und nahm ihm die Geige aus der Hand.

„Das hat alles nichts zu sagen!“ wiederholte er nochmals und schwang die Geige. „Meine Herren, wir werden spielen!“

„Welch eine seltsame Erscheinung!“ flüsterten die Gäste einander zu.

„Vielleicht geht eine reiche Veranlagung in diesem unglücklichen Wesen unter,“ sagte einer der Gäste.

„Ja, er ist beklagenswert!“ sagte ein anderer.

„Welch schönes Gesicht! . . Es liegt etwas Ungewöhnliches in ihm,“ sagte Lelessow. „Wir wollen sehen . . .“

II.

Albert ging indessen, ohne jemand zu beachten, langsam hinter dem Klavier auf und ab, die Geige an die Schulter gedrückt, und stimmte sie.

Seine Lippen hatten einen leidenschaftslosen Ausdruck angenommen, die Augen sah man gar nicht; aber der schmale, knochige Rücken, der lange weiße Hals, die krummen Beine und der struppige Kopf boten ein wunder-

bares, doch aus irgend einem Grunde durchaus nicht lächerliches Bild.

Nachdem er die Geige gestimmt hatte, griff er kühn einen Einklang, warf den Kopf zurück und wandte sich zu dem Klavierspieler, der sich bereit hielt, ihn zu begleiten.

„Mélancolie, G-Dur!“ sagte er, indem er sich mit gebieterischer Handbewegung zu dem Klavierspieler wandte.

Und gleich darauf lächelte er sanft, gleich als ob er um Verzeihung wegen der gebieterischen Geberde bäte, und mit demselben Lächeln sah er die Zuhörer an.

Nachdem er die Haare mit der Hand, in der er den Bogen hielt, zurückgestrichen, stellte sich Albert an der Ecke des Klaviers auf und strich mit dem Bogen gewandt über die Saiten.

Durch das Zimmer drang ein reiner Wohlklang und es trat vollkommene Stille ein.

Die Klänge des Tonstücks ergossen sich zwanglos und schön im Gefolge eines unerwartet klaren und beruhigenden Lichts, daß plötzlich die innere Welt eines jeden Zuhörers erhellte.

Nicht ein falscher oder unabgemessener Klang störte die Aufmerksamkeit der Lauschenden, alle Klänge waren rein, schön und ausdrucksvoll.

Schweigend, mit bangender Erwartung folgten alle der Entwicklung des Spiels.

Aus dem Zustand der Langeweile, der lärmenden Zerstreuung und des geistigen Schlafes, in dem sich alle diese Leute befunden hatten, wurden sie plötzlich und unmerklich in eine ganz andere, von ihnen vergessene Welt versetzt.

Bald regte sich in ihrer Seele ein Gefühl stiller Anschauung der Vergangenheit, bald leidenschaftlicher Erinnerung an irgend ein Glück, bald unbezähmbaren Verlangens nach Macht und Glanz, bald eine Empfindung von Demut, unbefriedigter Liebe und Schwermut.

Traurig sanfte und abgerissene, verzweiflungsvolle Laute verschwammen in einander, ergossen sich einer hinter dem andern so schön, so kräftig und so unmerklich, daß es schien, als höre man nicht Klänge, sondern es ergieße sich vielmehr in die Seele eines jeden irgend ein

prächtiger Strom längst bekannter, doch zum ersten Mal zum Ausdruck gelangter Dichtkunst.

Albert schien mit jeder Note mehr in die Höhe zu wachsen.

Er war beiweitem nicht häßlich oder drollig.

Die Geige an das Kinn gedrückt und mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Aufmerksamkeit seinen eigenen Klängen lauschend, bewegte er fieberhaft die Beine.

Bald richtete er sich in seiner ganzen Höhe empor, bald bog er besorgt den Rücken.

Die linke, straff gebogene Hand schien in ihrer Lage erstarrt zu sein, die rechte bewegte sich gewandt, schön, unmerklich.

Sein Gesicht strahlte vor ungetrübter, begeisterter Freude; die Augen strahlten in hellem Glanz, die Nasenflügel blähten sich auf, die roten Lippen öffneten sich vor Entzücken.

Zuweilen neigte sich sein Kopf näher zu der Geige herab, die Augen schlossen sich, und das halb von den Haaren verhüllte Gesicht erhellte ein Lächeln sanfter Seligkeit.

Dann richtete er sich wieder rasch empor, stellte einen Fuß vor, und auf der reinen Stirn und in dem funkelnden Blick, den er durch das Zimmer schweifen ließ, strahlten Stolz, Erhabenheit, das Bewußtsein seiner Macht.

Einmal irrte sich der Klavierspieler und griff einen falschen Einklang. In der ganzen Gestalt und im Gesicht des Geigenspielers prägte sich sofort körperliche Qual aus. Er hielt eine Sekunde inne und rief, indem er in kindischem Zorn mit dem Fuß auf dem Boden stampfte: „Moll, C-Moll!“

Der Klavierspieler griff den richtigen Einklang, Albert schloß die Augen, lächelte und gab sich wieder selig seinem Spiel hin, indem er aufs neue sich, alle anderen und die ganze Welt vergaß.

Alle während des Spiels Alberts im Zimmer Anwesenden bewahrten ehrfurchtsvolles Schweigen, und sie schienen nur in seinen Klängen zu leben und zu atmen.

Der lustige Offizier saß regungslos auf einem Stuhl am Fenster, den leblosen Blick auf den Boden gerichtet, und atmete schwer.

Die Mädchen saßen ganz schweigsam längs der Wände

und sahen einander nur dann und wann mit beifälligen Blicken, in denen sich einiger Zweifel ausdrückte, an.

Das dicke, lächelnde Gesicht der Hausfrau zerschwamm in Entzücken.

Der Klavierspieler versenkte seine Blicke in Alberts Gesicht und bemühte sich seinem Spiel zu folgen, voll Angst vor einem Fehler, die sich in seiner ganzen vorgereckten Gestalt ausprägte.

Einer der Gäste, der mehr als die andern getrunken hatte, lag rücklings auf dem Ruhebett und bemühte sich, sich nicht zu rühren, daß man seine Erregung nicht merke.

Delessow empfand ein ganz ungewohntes Gefühl.

Irgend ein kalter Ring, der bald enger, bald weiter wurde, preßte ihm den Kopf zusammen.

Er empfand ein Jucken an den Haarwurzeln, es überlief ihn kalt, ein Etwas stieg immer höher und höher in seiner Kehle empor, stach ihn wie mit feinen Nadeln in Nase und Gaumen, und unmerklich näßten Thränen seine Wangen.

Er schüttelte sich, versuchte sie unbemerkt zurückzudrängen und abzuwischen, aber neue traten wieder hervor und rannen über sein Antlitz.

Durch eine seltsame Verkettung der Eindrücke hatten die ersten Klänge der Geige Alberts Delessow in seine erste Jugendzeit versetzt.

Er — ein nicht mehr junger, lebensmüder, entkräfteter Mensch — fühlte sich plötzlich als siebzehnjähriges, selbstzufrieden schönes, glückselig dummes und unbewußt glückliches Wesen.

Er erinnerte sich seiner ersten Liebe zu seiner Base in dem rosenfarbenen Kleide, erinnerte sich des ersten Liebesgeständnisses in dem Lindengang, erinnerte sich der Glut und des unfaßbaren Reizes eines unerhofften Kusses, erinnerte sich des Zaubers und der unergründlichen Geheimnisse der ihn damals umgebenden Natur.

Vor seiner in die Vergangenheit zurückgewendeten Einbildung blinkte sie im Nebel unbestimmter Hoffnungen, unfaßbarer Wünsche und zweifellosen Glaubens an die Möglichkeit eines unmöglichen Glückes.

Alle unschätzbaren Augenblicke dieser Zeit erstanden

einer nach dem andern aufs neue vor ihm, doch nicht als bedeutungslose Augenblicke der enteilenden Gegenwart, sondern als dauernde, wachsende, vorwurfsvolle Bilder der Vergangenheit.

Mit Entzücken rief er sie vor seinem Auge wach und weinte — weinte nicht, weil diese Zeit vorüber war, die er hätte besser anwenden können (wenn man ihm diese Zeit zurückgegeben hätte, würde er es nicht unternommen haben, sie besser anzuwenden), sondern er weinte bloß deshalb, weil diese Zeit vorüber war, und nimmer wiederkehrt.

Die Erinnerungen tauchten von selbst auf, und Alberts Geige sprach ein und dasselbe.

Sie sprach: Vorbei ist für Dich, für immer vorüber die Zeit der Kraft, der Liebe, des Glücks, sie ist vorüber und kehrt nicht wieder. Beweine sie, weine alle Deine Thränen, stirb in Thränen ob dieser Zeit — das ist das einzige schöne Glück, das Dir geblieben ist.

Gegen den Schluß der letzten Variation rötete sich Alberts Gesicht, seine Augen glühten in unauslöschlichem Feuer, dicke Schweißtropfen rannen über seine Wangen.

Die Stirnadern schwollen an, der ganze Körper geriet mehr und mehr in Bewegung, die blaß gewordenen Lippen schlossen sich nicht mehr und die ganze Gestalt drückte die begeisterte Gier des Entzückens aus.

Mit einer verzweiflungsvollen Bewegung des ganzen Körpers und die Haare zurückschüttelnd, ließ er die Geige sinken und sah sich mit einem Lächeln voll stolzer Erhabenheit und Glückseligkeit unter den Anwesenden um.

Dann bog sich sein Rücken, das Haupt sank herab, die Lippen schlossen sich, der Glanz der Augen erlosch, und als ob er sich schämte, schüchtern um sich blickend und mit verlegenen Schritten, ging er in das andere Zimmer.

III.

Es vollzog sich etwas Seltsames mit allen Anwesenden und etwas Seltsames machte sich in dem toten Schweigen bemerkbar, das dem Spiel Alberts folgte.

Als ob jeder das ausdrücken wollte, was alles das bedeutete und als ob er es nicht vermöchte.

Was bedeutet das — ein helles und warmes Zimmer, blendend schöne Frauen, das Morgenrot in den Fenstern, erregtes Blut und die reinen Eindrücke der verklungenen Töne?

Doch niemand versuchte auszudrücken, was das bedeute; im Gegenteil waren alle, da sie sich unfähig fühlten, voll und ganz auf die Seite dessen überzutreten, was ihnen der neue Eindruck enthüllt hatte, ein wenig ungehalten gegen dasselbe.

„Er spielt ja wirklich gut," sagte der Offizier.

„Wunderbar!" erwiderte Lelessow, indem er heimlich mit dem Aermel seine Wangen abwischte.

„Es ist übrigens Zeit zum Aufbruch, meine Herren!" sagte der auf dem Ruhebett Liegende, indem er sich ein wenig aufrichtete. „Man wird ihm etwas geben müssen, meine Herren. Legen wir zusammen!"

Albert saß in diesem Augenblick im andern Zimmer allein auf dem Ruhebett.

Mit den Ellbogen auf die knochigen Kniee gestützt, fuhr er mit den schmierigen, schmutzigen Händen über sein Gesicht, strich sein Haar in die Höhe und lächelte glückselig vor sich hin.

Es wurde ein großer Betrag gesammelt, und Lelessow übernahm es, ihn zu überreichen.

Außerdem kam Lelessow, auf den das Spiel einen so mächtigen und ungewohnten Eindruck hervorgebracht hatte, der Gedanke, diesem Menschen eine Wohlthat zu erweisen.

Es kam ihm der Gedanke, ihn zu sich zu nehmen, ihn zu kleiden, ihm irgend eine Anstellung zu verschaffen, — überhaupt ihn aus dieser unsaubern Lage herauszureißen.

„Nun? Sind Sie müde?" fragte Lelessow, indem er auf ihn zutrat.

Albert lächelte.

„Sie haben wirkliche Anlagen. Sie müßten sich ernstlich mit der Tonkunst beschäftigen, öffentlich spielen."

„Ich möchte etwas trinken," sagte Albert, der aus einem Traum zu erwachen schien.

Lelessow brachte Wein und der Geigenspieler trank gierig zwei Gläser aus.

„Welch prächtiger Wein!“ sagte er.

„Welch reizendes Ding ist doch die Mélancoli!“ sagte Lelessow.

„O! Ja, ja,“ erwiderte Albert lächelnd. „Doch entschuldigen Sie mich, ich weiß nicht, mit wem zu sprechen ich die Ehre habe. Sie sind vielleicht ein Graf oder ein Fürst. Können Sie mir nicht etwas Geld borgen?“

Er schwieg eine Weile.

„Ich habe nichts . . . ich bin ein armer Mann. Ich kann es Ihnen nicht zurückgeben.“

Lelessow errötete, ihm wurde unbehaglich, und er übergab dem Geigenspieler schnell das gesammelte Geld.

„Ich danke Ihnen sehr,“ sagte Albert und griff nach dem Gelde. „Lassen Sie mich jetzt spielen. Ich werde Ihnen vorspielen so viel Sie wollen. Nur etwas trinken muß ich, trinken,“ fügte er hinzu und erhob sich.

Lelessow brachte ihm noch Wein und lud ihn ein, sich neben ihn zu setzen.

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich offen mit Ihnen spreche,“ sagte Lelessow. „Ihre Anlagen erregen so sehr meine Teilnahme. Es scheint mir, daß Sie sich in keiner guten Lage befinden.“

Albert sah bald Lelessow, bald die Hausfrau an, die ins Zimmer getreten war.

„Erlauben Sie mir, Ihnen meine Dienste anzubieten,“ fuhr Lelessow fort. „Wenn Sie etwas bedürfen, würde es mich sehr freuen, wenn Sie für einige Zeit zu mir übersiedelten. Ich lebe allein, und vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein.“

Albert lächelte und erwiderte nichts.

„Warum danken Sie dem Herrn nicht?“ sagte die Hausfrau. „Es ist selbstverständlich eine Wohlthat für Sie. Nur würde ich's Ihnen nicht raten,“ fuhr sie fort, zu Lelessow gewendet, und schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar,“ sagte Albert, indem er mit seinen nassen Händen Lelessows Hände drückte. „Lassen Sie mich nur jetzt spielen, ich bitte Sie.“

Doch die anderen Gäste bereiteten sich schon zum Aufbruch vor, und so sehr ihnen Albert auch zureden mochte, gingen sie doch hinaus ins Vorzimmer.

Albert verabschiedete sich von der Hausfrau, und nachdem er eine abgenutzte Mütze mit breiter Krämpe aufgesetzt und einen alten Sommerüberzieher angezogen, die seinen ganzen Winteranzug bildeten, trat er mit Selessow auf die Freitreppe hinaus.

Als Selessow mit seinem neuen Bekannten in den Wagen gestiegen und den unangenehmen Geruch eines Trinkers und unsauberen Menschen spürte, den der Geigenspieler verbreitete, begann er sein Vorgehen zu bedauern und sich kindische Weichherzigkeit und Unbedachtsamkeit vorzuwerfen.

Dabei war alles, was Albert sprach, so dumm und gemein, und er wurde an der Luft plötzlich so widerlich betrunken, daß Selessow Uebelkeit empfand.

„Was fange ich mit ihm an?“ dachte er.

Nach etwa viertelstündiger Fahrt verstummte Albert, die Mütze fiel zu seinen Füßen herab, und er selbst wälzte sich in eine Ecke des Wagens und begann zu schnarchen.

Die Räder kreischten auf dem gefrorenen Schnee.

Das schwache Licht der Morgenröte drang durch die gefrorenen Wagenfenster.

Selessow sah sich nach seinem Nachbar um.

Der lange, mit dem Mantel bedeckte Körper lag leblos neben ihm.

Selessow war es, als schwanke der schmale Kopf mit der großen dunkeln Nase auf diesem Rumpf hin und her; als er aber genauer hinblickte, sah er, daß das, was er für Nase und Gesicht gehalten hatte, die Haare waren, und daß das wirkliche Gesicht sich tiefer befand.

Er beugte sich vor und betrachtete die Gesichtszüge Alberts.

Die Schönheit der Stirn und des ruhig geschlossenen Mundes überraschten ihn aufs neue.

Unter dem Eindruck der Nervenabspannung, der aufregenden schlaflosen Morgenstunde und des gehörten Spiels versetzte sich Selessow, indem er dieses Gesicht betrachtete, aufs neue in die glückselige Welt, in welche er sich in der heutigen Nacht vertieft hatte.

Aufs neue erinnerte er sich der glücklichen und gro…

herzigen Jugendzeit, und er begann sich sein Vorgehen vorzuwerfen.

In diesem Augenblick liebte er Albert aufrichtig, feurig und war fest entschlossen, ihm Gutes zu erweisen.

IV.

Als man ihn am Morgen des folgenden Tages weckte, damit er sich in den Dienst begebe, erblickte Delessow rings um sich mit unangenehmer Ueberraschung seine alten Bettschirme, seinen alten Diener und die Uhr auf dem Tischchen.

„Was ich zu sehen wünschte, ist also nicht das, was mich stets umgiebt?" fragte er sich selbst.

Da erinnerte er sich der schwarzen Augen und des glückseligen Lächelns des Geigenspielers.

Die Erinnerungen an die Grundgedanken der „Mélancolie" und die ganze seltsame gestrige Nacht erwachte in seiner Einbildung.

Er hatte übrigens nicht Zeit, darüber nachzudenken, ob er gut oder schlecht gehandelt habe, indem er den Geigenspieler zu sich nahm.

Während des Ankleidens teilte er in Gedanken seinen Tag ein: er ergriff seine Schriften, erteilte die nötigen Anweisungen für seinen Diener und zog eilig Mantel und Galoschen an.

Während er am Speisezimmer vorbeiging, warf er einen Blick in dasselbe.

Albert hatte das Gesicht in ein Kissen vergraben und lag in tiefem Schlaf, in einem schmutzigen, zerfetzten Hemd auf dem mit Safianleder überzogenen Ruhebett ausgestreckt, auf das man ihn gestern Abend besinnungslos gelegt hatte.

Unwillkürlich erschien Delessow etwas nicht gut.

„Bitte, geh' in meinem Auftrage zu Bojusowsky und ersuche ihn für etwa zwei Tage um seine Geige für diesen Herrn," sagte er zu seinem Diener. „Und wenn der Herr erwacht, bring' ihm Kaffee und gieb ihm von

meiner Wäsche und irgend einen alten Anzug. Ueberhaupt sorge, bitte, für seine Befriedigung."

Als er spät abends nach Hause kam, fand Lelessow zu seiner Ueberraschung Albert nicht vor.

„Wo ist er denn?" fragte er seinen Diener.

„Er ist sofort nach dem Mittagessen fortgegangen," erwiderte der Diener. „Er nahm die Geige und ging fort," versprach, in einer Stunde wieder zu kommen — ist aber immer noch nicht da."

„Ta! ta!" machte Lelessow ärgerlich. „Wie konntest Du ihn denn hinauslassen, Sachar?"

Sachar war ein Petersburger Bedienter, der schon acht Jahre in Lelessows Diensten stand.

Als alleinstehender Junggeselle machte Lelessow ihn unwillkürlich zum Vertrauten seiner Absichten und hörte gern seine Meinung über alles, was er vorhatte.

„Wie konnte ich denn wagen, ihn nicht hinauszulassen?" erwiderte Sachar, indem er mit seinem Uhrschlüssel spielte. „Hätten Sie mir gesagt, Dmitri Iwanowitsch, daß ich ihn zurückhalten soll, konnte ich ihn zu Hause beschäftigen. Aber Sie sprachen nur von der Wäsche."

„Ta! Das ist ärgerlich! Und was machte er hier während meiner Abwesenheit?"

Sachar lachte.

„Man kann ihn wohl als Künstler bezeichnen, Dmitri Iwanowitsch. Sobald er erwachte, verlangte er Madeira, dann unterhielt er sich mit der Köchin und dem Diener unseres Nachbars. Es ist ein drolliger Herr . . . Uebrigens ein sehr gutmütiger Mensch. Ich gab ihm Thee, brachte ihm das Mittagessen, er wollte nichts essen, rief mich aber jeden Augenblick zu sich. Und so wie er auf der Geige spielt, solche Künster giebt es nicht viele bei Isler. Einen solchen Menschen kann man halten. Als er uns ‚Auf dem Mütterchen Wolga' vorspielte, da war es gerade so, als wenn ein Mensch weint. Es ist sehr gut! Aus allen Stockwerken kamen Leute in unser Vorzimmer, um seinem Spiel zu lauschen."

„Nun, und hast Du ihm Kleider gegeben?" unterbrach ihn der Herr.

„Wie denn, gnädiger Herr! Ich habe ihm eins Ihrer Nachthemden gegeben und ihm meinen Ueberrock angezogen. Einen solchen Menschen kann man unterstützen, das ist ein lieber Mensch.“

Sachar lächelte.

„Er fragte mich alleweil, welche Stellung Sie einnehmen, ob Sie einflußreiche Bekanntschaften haben und wie viele Seelen Bauern Sie besitzen.“

„Nun gut, man wird ihn jetzt suchen müssen, und künftighin darf er keinen Wein bekommen, sonst erweist Du ihm einen schlechten Dienst.“

„Das ist wahr,“ fiel ihm Sachar ins Wort. „Er ist offenbar von schwacher Gesundheit. Beim alten Herrn war solch ein Gutsverwalter . . .“

Lelessow, der schon längst die Geschichte von dem sich sinnlos betrinkenden Gutsverwalter kannte, ließ Sachar nicht ausreden, hieß ihn alles für die Nacht bereitstellen, und sandte ihn dann, Albert zu suchen und herzubringen.

Er legte sich ins Bett, löschte die Kerze aus, konnte aber lange nicht einschlafen, dachte alleweil an Albert.

„Es kann allerdings vielen mir Bekannten sonderbar erscheinen,“ dachte Lelessow, „aber es kommt ja so selten vor, daß man Gott danken muß, wenn sich eine solche Gelegenheit darbietet, und ich werde sie nicht unbenutzt lassen. Ich werde alles, entschieden alles thun, was ich thun kann, um ihm zu helfen. Er ist vielleicht auch nicht ganz verrückt, sondern bloß durch das Trinken herabgekommen. Es wird mich im ganzen nicht viel kosten: wo einer satt wird, dort werden auch zwei satt. Er mag in der ersten Zeit bei mir wohnen, dann werde ich ihm eine Anstellung verschaffen, oder ihm ein öffentliches Auftreten ermöglichen, werde ihn aus dem Sumpfe herausziehen, und dann werden wir weiter sehen.“

Ein angenehmes Gefühl von Selbstzufriedenheit erfüllte ihn nach diesem Entschluß.

„Ich bin wirklich kein ganz schlechter Mensch, ja durchaus kein schlechter Mensch,“ dachte er. „Ich bin sogar ein sehr guter Mensch, wenn ich mich mit anderen vergleiche . . .“

Er begann bereits einzuschlummern, als das Geräusch

sich öffnender Thüren und von Schritten im Vorzimmer ihn erweckte.

„Nun, ich werde ihn streng behandeln," dachte er. „Das ist besser. Und ich muß so handeln."

Er klingelte.

„Nun? Hast Du ihn mitgebracht?" fragte er den eintretenden Sachar.

„Es ist ein bedauernswerter Mensch, Dmitri Iwanowitsch," sagte Sachar, indem er bedeutungsvoll den Kopf schüttelte und die Augen schloß.

„Nun, ist er betrunken?"

„Er ist sehr schwach."

„Und hat er die Geige mitgebracht?"

„Ja. Die Hausfrau übergab sie mir."

„Nun, bitte, laß ihn jetzt nicht zu mir, bringe ihn zu Bett und morgen laß ihn auf keinen Fall aus dem Hause."

Doch bevor Sachar noch hinausgehen konnte, trat Albert in das Zimmer.

V.

„Sie wollen schon schlafen?" sagte Albert lächelnd. „Und ich war dort bei Anna Iwanowna. Ich habe den Abend sehr angenehm verlebt: wir spielten, lachten, es war eine angenehme Gesellschaft versammelt. Geben Sie mir ein Glas von irgend etwas zu trinken," fügte er hinzu und griff nach der auf dem Tischchen stehenden Wasserflasche. „Nur kein Wasser."

Albert war ebenso wie gestern: dasselbe hübsche Lächeln um Augen und Lippen, dieselbe glänzende, begeisterte Stirn und dieselben schwachen Gliedmaßen.

Sachars Ueberzieher war ihm sehr gelegen gekommen, und der saubere, lange, nicht gestärkte Kragen des Nachthemdes umschloß malerisch seinen magern weißen Hals und verlieh ihm ein besonderes kindisches und unschuldiges Aussehen.

Er setzte sich auf Lelessows Bett und sah ihn schweigend mit freudigen und dankbaren Blicken an.

Delessow blickte Albert in die Augen und fühlte sich plötzlich wieder im Bann seines Lächelns.

Die Lust zu schlafen war vergangen, er vergaß seine Verpflichtung, streng zu sein, er wollte sich im Gegenteil belustigen, spielen hören und nötigenfalls bis zum Morgen mit Albert freundschaftlich plaudern.

Delessow befahl Sachar, eine Flasche Wein, Papierzigarren und die Geige zu bringen.

„Das ist vortrefflich!“ sagte Albert. Es ist noch früh, wir werden spielen, und ich werde Ihnen vorspielen, so lang Sie wollen.“

Sachar brachte mit sichtlichem Vergnügen eine Flasche Lafitte, zwei Gläser, schwache Papierzigarren, wie sie Albert rauchte, und die Geige.

Doch anstatt sich schlafen zu legen, wie ihm sein Herr befahl, zündete er sich selbst eine Zigarre an und setzte sich im anstoßenden Zimmer nieder.

„Plaudern wir lieber!“ sagte Delessow zu dem Geigenspieler, der die Geige ergriffen hatte.

Albert setzte sich demütig auf das Bett und lächelte aufs neue froh vor sich hin.

„Ach ja!“ sagte er und schlug sich plötzlich mit der Hand vor die Stirn, indem sein Gesicht einen besorgten, neugierigen Ausdruck annahm. (Stets ging dem, was er sagen wollte, ein entsprechender Gesichtsausdruck voraus.) „Gestatten Sie mir eine Frage . . .“

Er stockte einen Augenblick.

„. . . Dieser Herr, der mit Ihnen dort war, gestern abends . . . Sie nannten ihn N. . . . Ist er nicht ein Sohn des berühmten N.?“

„Sein leiblicher Sohn,“ erwiderte Delessow, der durchaus nicht begriff, was dies Albert angehen konnte.

„So, so!“ sagte er mit selbstgefälligem Lächeln. „Mir fiel sofort in seinem Benehmen etwas ganz besonders Vornehmes auf. Ich liebe die vornehme Gesellschaft. In dem Aeußern vornehmer Leute prägt sich etwas Schönes und Prächtiges aus. Und dieser Offizier, der so schön tanzt?“ fragte er. Es gefiel mir auch sehr, er ist so lustig und so vornehm. Es ist, scheint mir, der Adjutant N. N.?“

„Welcher Offizier?“ fragte Lelessow.

„Der mit mir während des Tanzes zusammenstieß. Es muß ein prächtiger Mensch sein.

„Nein, es ist ein einfältiger Mensch,“ sagte Lelessow.

„Ach nein!“ trat Albert lebhaft für ihn ein. „In seinem Benehmen ist etwas sehr, sehr angenehmes. Und er ist ein vortrefflicher Klavierspieler,“ fügte er hinzu. „Er spielte dort etwas aus einer Oper. Schon lang hat mir niemand so gefallen.“

„Ja er spielt gut, aber ich liebe sein Spiel nicht,“ sagte Lelessow, der seinen Gesellschafter zu einem Gespräch über die Tonkunst veranlassen wollte. „Die klassischen Werke der Tonkunst versteht er nicht. Donizetti und Bellini — das ist ja keine Tonkunst. Sie sind gewiß derselben Meinung?“

„O nein, nein, entschuldigen Sie mich,“ sagte Albert in sanftem Beschützerton. „Die alten Werke sind die echte Tonkunst und die neuen Werke sind auch die echte Tonkunst. — Und die neuen haben ungewöhnliche Schönheiten; z. B. „Die Nachtwandlerin“?! der Schlußsatz aus „Lucia“?! Und Chopin?! Und Robert?! Ich denke oft . . .“

Er hielt einen Augenblick inne und sammelte sichtlich seine Gedanken.

„. . . daß Beethoven, wenn er noch lebte, vor Freude weinen würde, wenn er „Die Nachtwandlerin“ hörte, Es ist alles sehr schön. Ich hörte „Die Nachtwandlerin“ zum ersten Mal, als Viardot und Rubini hier waren . . . Das war etwas!“ sagte er mit funkelnden Augen und Geberden mit beiden Händen, gleich als ob er etwas aus seiner Brust herausreißen wollte. „Es fehlt nicht viel, und es wäre unmöglich, das zu ertragen.“

„Nun, und wie urteilen Sie über die jetzigen Sänger?“ fragte Lelessow.

„Bosio ist gut, sehr gut,“ erwiderte er, „ungewöhnlich schön, aber hier rührt sie nicht,“ sagte er und wies auf die Brust. „Eine Sängerin muß Leidenschaft besitzen, aber bei ihr ist sie nicht vorhanden. Sie erfreut, aber sie quält nicht.“

„Nun, und Lablache?“

„Ich habe ihn noch in Paris im „Barbier von Sevilla“ gehört. Damals war er einzig in seiner Art, aber jetzt ist er alt — er kann kein Künstler sein, er ist alt.“

„Wie denn, wenn er auch alt ist, so ist er doch immer gut in morceaux d'ensemble,“ sagte Lelessow, der das stets von Lablache zu sagen pflegte.

„Was soll denn das, daß er alt ist?“ stieß Albert in strengem Ton hervor. „Er darf nicht alt sein. Ein Künstler darf nicht alt sein. Die Kunst erfordert viel, hauptsächlich Feuer!“ sagte er mit funkelnden Augen und indem er beide Hände erhob.

Und in der That, seine ganze Gestalt erfüllte eine schreckliche innere Glut.

„Ach, mein Gott!“ sagte er plötzlich. „Sie kennen Petrow nicht — den Künstler?“

„Nein, ich kenne ihn nicht,“ erwiderte Lelessow lächelnd.

„Wie sehr wünschte ich, daß Sie mit ihm bekannt würden! Sie würden ein Vergnügen an der Unterhaltung mit ihm finden. Wie versteht er die Kunst! Ich traf ihn oft bei Anna Iwanowna, aber sie hat sich mit ihm wegen irgend etwas überworfen. Ich wünschte sehr, daß Sie ihn kennen lernen. Er hat große, große Naturanlagen.“

„Malt er denn Bilder?“ fragte Lelessow.

„Das weiß ich nicht; mir scheint, das nicht, aber er hat die Malerschule besucht. Was für Gedanken hat er! Es ist staunenerregend, wie er zuweilen spricht. O, Petrow hat große Naturanlagen, nur führt er ein sehr lustiges Leben . . . das ist beklagenswert,“ fügte Albert lächelnd hinzu.

Darauf erhob er sich vom Bett, ergriff die Geige und begann sie zu stimmen.

„Wie ist's denn, waren Sie lange nicht im Spielhaus?“ fragte ihn Lelessow.

Albert sah sich um und seufzte.

„Ach, ich kann nicht mehr,“ sagte er und griff sich an den Kopf.

Er setzte sich aufs neue zu Lelessow.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ sprach er fast flüsternd,

„ich kann nicht hingehen, ich kann dort nicht spielen, ich habe ja nichts, gar nichts . . . Kleider habe ich nicht, habe keine Wohnung, keine Geige. Es ist ein häßliches Leben! Ein häßliches Leben!“ wiederholte er mehrmals. „Und weshalb sollte ich hingehen? Weshalb? Es ist nicht nötig,“ sagte er lächelnd. „Ach, Don Juan!“

Und er schlug sich vor den Kopf.

„So werden wir einmal zusammen hinfahren,“ sagte Lelessow.

Ohne zu antworten, sprang Albert auf, ergriff die Geige und begann den Schlußsatz des ersten Aufzuges von „Don Juan“ zu spielen, indem er dazu die Handlung des Schauspiels erzählte.

Lelessow stiegen die Haare zu Berge, als er die Stimme des sterbenden Befehlshabers spielte.

„Nein, ich kann heute nicht spielen,“ sagte er und legte die Geige hin. „Ich habe viel getrunken.“

Doch gleich darauf trat er an den Tisch, goß sich ein volles Glas Wein ein, leerte es auf einen Zug und setzte sich wieder auf das Bett zu Lelessow.

Lelessow sah Albert unverwandt an.

Albert lächelte dann und wann, und Lelessow lächelte gleichfalls.

Sie schwiegen beide, doch durch Blick und Lächeln bildete sich bei ihnen immer mehr ein Liebesverhältnis aus.

Lelessow fühlte, daß er diesen Menschen immer mehr lieb gewinne, und empfand eine unfaßbare Freude.

„Waren Sie schon verliebt?“ fragte er plötzlich.

Albert versank einige Minuten in Nachsinnen, dann erhellte ein trauriges Lächeln sein Gesicht.

Er beugte sich zu Lelessow vor und sah ihm forschend unmittelbar in die Augen.

„Weshalb fragen Sie mich danach?“ sagte er flüsternd. „Doch ich will Ihnen selbst alles erzählen. Sie gefallen mir,“ fuhr er fort, nachdem er sich umgesehen. „Ich werde Sie nicht hintergehen, ich werde Ihnen alles erzählen, wie es war, von Anfang an.“

Er stockte, und seine Augen blickten so seltsam, wild vor sich hin.

„Sie wissen, daß ich etwas schwach von Verstande

bin," sagte er plötzlich. „Ja, ja," fuhr er fort. „Anna Iwanowna hat es Ihnen wohl erzählt. Sie sagt allen, ich sei verrückt. Das ist nicht wahr, sie sagt das nur im Scherz, sie ist eine gute Frau, aber ich bin wirklich seit einiger Zeit nicht vollkommen gesund."

Albert verstummte wieder und hielt inne, blickte mit weit aufgerissenen Augen nach der dunkeln Thür.

„Sie fragten mich, ob ich schon verliebt war? Ja, ich war verliebt," flüsterte er und zog die Augenbrauen empor. „Das ereignete sich vor langer Zeit, noch zu der Zeit, als ich eine Anstellung im Schauspielhause hatte. Ich spielte damals im Schauspielhause die zweite Geige; sie hatte ihren bestimmten Sitz auf der linken Seite."

Albert stand auf und neigte sich zu Delessows Ohr.

„Nein, wozu sie nennen!" sagte er. „Sie kennen sie gewiß, alle kennen sie. Ich schwieg und sah sie nur so an; ich wußte, daß ich ein armer Künstler war und sie eine vornehme Frau. Ich wußte das wohl. Ich sah sie bloß an und dachte an nichts."

Albert versank in Gedanken und sann nach.

„Wie es kam, dessen erinnere ich mich nicht mehr. Doch eines Tages lud man mich ein, sie auf der Geige zu begleiten . . .", sagte er, den Kopf schüttelnd und lächelnd. „Aber nein, ich verstehe nicht zu erzählen, ich verstehe nicht . . ." fügte er hinzu und griff sich an den Kopf. „Wie glücklich war ich!"

„Wie denn? Sie waren oft bei ihr?" fragte Delessow.

„Einmal, nur einmal . . . doch ich war selbst schuld, ich hatte den Verstand verloren. Ich ein armer Künstler, und sie eine vornehme Frau! Ich durfte ihr nichts sagen. Doch ich kam von Sinnen, ich beging Dummheiten. Seit dieser Zeit hatte für mich alles ein Ende. Petrow hat mir die Wahrheit gesagt: es wäre für mich besser gewesen, wenn ich sie nur im Schauspielhause sah . . ."

„Was haben Sie denn gethan?" fragte Delessow.

„Ach, warten Sie, warten Sie, ich kann das nicht erzählen."

Er verhüllte sein Gesicht mit den Händen und schwieg einige Minuten.

„Ich kam zu spät ins Orchester. Ich hatte an diesem

Abend mit Petrow getrunken und ich war zerstreut. Sie saß in ihrer Loge und unterhielt sich mit einem General. Ich weiß nicht, wer dieser General war. Sie saß dicht an der Brüstung, hatte die Hand auf dieselbe gelegt. Sie trug ein weißes Kleid und Perlen am Halse. Sie sprach mit ihm und sah dabei mich an. Zweimal sah sie mich an. Ich spielte nicht, stand neben der Baßgeige und sah nach ihr. Da ging zum ersten Mal etwas Seltsames mit mir vor. Sie lächelte dem General zu und sah mich an. Ich fühlte, daß sie von mir sprachen, und plötzlich sah ich, daß ich nicht im Orchester war, sondern daß ich in ihrer Loge stehe und sie bei der Hand halte. Was war denn das?" fragte Albert und verstummte.

„Das war lebhafte Einbildungskraft," sagte Lelessow.

„Nein, nein . . . ja, ich verstehe nicht zu erzählen," erwiderte Albert stirnrunzelnd. „Ich war auch schon damals arm, eine eigene Wohnung hatte ich nicht, und wenn ich im Schauspielhaus spielte, blieb ich zuweilen dort über Nacht."

„Wie? Im Schauspielhaus? In dem dunkeln, öden Saal?"

„Ach, ich fürchte mich nicht vor diesen Dummheiten. Sobald alle sich entfernt hatten, ging ich zu dem Sitz, in dem sie gesessen, und schlief dort, das war meine einzige Freude. Was für Nächte habe ich dort zugebracht! Nur einmal kam es wieder über mich. In der Nacht erschien mir gar vieles, aber ich kann Ihnen nicht viel davon erzählen."

Albert schlug die Augen nieder und sah Lelessow an.

„Was war das?" fragte er.

„Seltsam!" sagte Lelessow.

„Nein, warten Sie! Warten Sie!"

Er flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich küßte ihre Hände, weinte dort neben ihr, ich sprach viel mit ihr. Ich sog den Duft ihrer Wohlgerüche in mich, hörte ihre Stimme. Sie sagte mir viel in dieser einen Nacht. Dann ergriff ich die Geige und begann leise zu spielen. Und ich spielte vortrefflich. Doch mir wurde bang. Ich fürchte mich nicht vor diesen Dummheiten und glaube nicht daran, doch mir bangte um

meinen Kopf," sagte er mit liebenswürdigem Lächeln und faßte mit der Hand nach der Stirn. „Um meinen armen Verstand wurde es mir bang, es schien mir, daß etwas in meinem Kopfe nicht richtig sei. Vielleicht war es auch nichts? Wie denken Sie darüber?"

Beide schwiegen einige Minuten.

Und wenn die Wolken sich verhüllen,
Die Sonne bleibt doch ewig klar —

sang Albert und lächelte leicht vor sich hin. „Ist es nicht wahr?" fügte er hinzu.

Ich habe auch gelebt und genossen!

„Ach, wie würde der alte Petrow Ihnen das alles erzählen!"

Lelessow blickte schweigend und mit Entsetzen in das erregte Gesicht seines Gegenüber.

„Sie kennen den Juristen-Walzer?" schrie Albert plötzlich und ohne eine Antwort abzuwarten, sprang er auf, ergriff die Geige und begann einen lustigen Walzer zu spielen.

Er hatte völlig alles um sich her vergessen und nahm offenbar an, daß ein ganzes Orchester mit ihm spiele; er lächelte, wiegte den Körper hin und her, hüpfte mit den Füßen und spielte vorzüglich.

„Eh! Wir wollen uns belustigen!" sagte er, brach sein Spiel ab und schwang die Geige durch die Luft.

„Ich gehe," sagte er, nachdem er eine Weile schweigend dagesessen. „Und Sie kommen nicht mit?"

„Wohin?" fragte Lelessow erstaunt.

„Gehen wir wieder zu Anna Iwanowna! Dort geht es lustig zu! Dort giebt es Lärm, viele Menschen, es wird aufgespielt!"

Im ersten Augenblick war Lelessow nahe daran, sich einverstanden zu erklären.

Er besann sich aber und begann Albert zuzureden, heute nicht hinzugehen.

„Ich möchte nur auf eine Minute hin!"

„Wahrlich, gehen Sie nicht!"

Albert seufzte auf und legte die Geige hin.

„Ich soll also hier bleiben?"

Er warf noch einen Blick auf den Tisch (es war

kein Wein dort), und nachdem er Lelessow gute Nacht gewünscht, ging er hinaus.

Lelessow klingelte.

„Gieb acht und laß Herrn Albert nirgendshin, ohne mich vorher zu fragen," befahl er Sachar.

VI.

Der nächste Tag war ein Feiertag.

Lelessow saß, gut ausgeschlafen, im Gastzimmer seiner Wohnung beim Kaffee und las in einem Buch.

Albert rührte sich in dem anstoßenden Zimmer noch nicht.

Sachar öffnete vorsichtig die Thür und warf einen Blick in das Speisezimmer.

„Werden Sie es glauben, Dmitri Iwanowitsch, er liegt da auf dem blanken Ruhebett und schläft. Er wollte sich nicht aufbetten lassen. Weiß Gott! Wie ein kleines Kind. Er ist ein echter Künstler!"

Um zwölf Uhr vernahm man hinter der Thür Räuspern und Husten.

Sachar ging aufs neue in das Speisezimmer, und der Herr vernahm die Stimme Sachars und die schwache bittende Stimme Alberts.

„Nun, was giebt's?" fragte der Herr Sachar, als dieser herauskam.

„Er langweilt sich, Dmitri Iwanowitsch. Waschen will er sich nicht, er ist so düster. Er will nur trinken."

„Nein, wenn ich mich einmal seiner angenommen, muß ich mich in seine Eigenheiten fügen," sagte sich Lelessow.

Und er befahl nicht, ihm Wein zu bringen, wandte sich aufs neue seinem Buche zu, lauschte aber unwillkürlich auf das, was im Speisezimmer vorging.

Dort regte sich nichts, nur dann und wann hörte man einen schweren Brusthusten und ausspucken.

Lelessow, der sich vorher angekleidet hatte, entschloß sich, seinen Wohnungsgenossen aufzusuchen.

Albert saß regungslos am Fenster und hatte den Kopf auf die Hände gestützt.

Er sah sich um.

Sein Gesicht war gelb, mit Falten bedeckt, und er sah nicht so sehr traurig, als tief unglücklich aus.

Er versuchte Albert mit einem Lächeln zu begrüßen, aber sein Gesicht nahm einen noch traurigern Ausdruck an.

Er schien nahe daran zu sein — in Thränen auszubrechen.

Mühsam erhob er sich und verneigte sich.

„Wenn ich ein Gläschen gewöhnlichen Branntweins bekommen könnte," sagte er mit flehender Miene. „Ich bin so schwach."

„Kaffee wird Sie mehr stärken. Ich würde Ihnen zu diesem raten."

Alberts Gesicht verlor plötzlich den kindlichen Ausdruck. Er sah mit kaltem, trübem Blick durchs Fenster und ließ sich matt auf einen Stuhl sinken.

„Oder wollen Sie nicht frühstücken?"

„Nein, ich danke, ich habe keine Eßlust."

„Sie werden mich nicht stören, wenn Sie auf der Geige spielen wollen," sagte Delessow und legte die Geige auf den Tisch.

Albert sah die Geige mit verächtlichem Blick an.

„Nein, ich bin zu schwach, ich kann nicht spielen," sagte er und schob die Geige von sich fort.

Delessow mochte nachher reden was er wollte, ihm vorschlagen, auszugehen, oder Abends mit ihm ins Schauspielhaus zu fahren, er verneigte sich nur unterwürfig und schwieg hartnäckig.

Delessow fuhr aus, machte einige Besuche, speiste bei Bekannten zu Mittag, und bevor er sich ins Schauspielhaus begab, fuhr er nach Hause, um sich umzukleiden und zu sehen, was der Geigenspieler mache.

Albert saß im dunkeln Vorzimmer, den Kopf auf die Hände gestützt, und starrte in das Ofenfeuer.

Er war sauber gekleidet, gewaschen und gekämmt. aber seine Augen waren trüb, tot, und in seiner ganzen Gestalt prägte sich Schwäche und Abgelebtheit aus, noch mehr als am Morgen.

„Haben Sie zu Mittag gespeist, Herr Albert?" fragte Delessow.

Albert machte eine bejahende Kopfbewegung, sah Lelessow scheu ins Gesicht und senkte die Augen.

Lelessow wurde unbehaglich zu Mut.

„Ich habe heute Ihretwegen mit dem Leiter des Schauspielhauses gesprochen," sagte er und schlug gleichfalls die Augen nieder. „Er wird Sie gern empfangen, wenn Sie bereit sind, sich vor ihm hören zu lassen."

„Ich danke, ich kann nicht spielen," brummte Albert vor sich hin und ging in sein Zimmer, dessen Thür er hinter sich schloß.

Nach einigen Minuten wurde die Thürklinke ebenso leise niedergedrückt und er trat mit der Geige aus seinem Zimmer heraus.

Er warf Lelessow einem ärgerlichen und flüchtigen Blick zu, legte die Geige auf einen Stuhl und zog sich wieder zurück.

Lelessow zuckte die Achseln und lächelte.

„Was soll ich noch thun? Was habe ich verbrochen?" dachte er.

. . . .

„Nun, wie steht's mit dem Geigenspieler?" war seine erste Frage, als er zu später Stunde nach Hause kam.

„Schlecht!" erwiderte Sachar kurz. „Er ächzt in einem fort, hustet und spricht nichts, hat mich etwa fünfmal um Branntwein gebeten. Ich habe ihm schon ein Gläschen gegeben. Wir dürfen ihn nicht zu grunde richten, Dmitri Iwanowitsch. So hat der Gutsverwalter . ."

„Und auf der Geige spielt er nicht?"

„Er hat sie noch nicht berührt. Ich brachte sie ihm auch zweimal . . . er nimmt sie still in Empfang und trägt sie wieder hinaus," erwiderte Sachar lächelnd. „Sie befehlen also nicht, ihm zu trinken zu geben?"

„Nein, wir wollen noch einen Tag warten und sehen, was dann wird. Und was macht er jetzt?"

„Er hat sich im Gastzimmer eingeschlossen."

Lelessow begab sich in sein Arbeitszimmer und wählte einige französische Bücher und eine deutsche Bibel.

„Lege diese Bücher morgen in sein Zimmer und gieb acht auf ihn, laß ihn nicht hinaus," sagte er zu Sachar.

Am andern Morgen meldete Sachar seinem Herrn, daß der Geigenspieler die ganze Nacht nicht geschlafen habe.

Er sei ununterbrochen durch die Zimmer gewandelt und auch an den Schenktisch gekommen und habe versucht, den Schenktisch und die Thür zu öffnen, er sei aber infolge Sachars Voraussicht verschlossen gewesen.

Sachar erzählte, daß er sich schlafend gestellt und gehört habe, wie Albert im Dunkeln etwas vor sich hinmurmelte und mit den Händen fuchtelte.

Albert wurde von Tag zu Tag düsterer und schweigsamer.

Lelessow schien er zu fürchten, und in seinem Gesicht prägte sich schmerzvolles Erschrecken aus, wenn ihre Blicke sich kreuzten.

Er nahm weder Bücher, noch die Geige in die Hand, und gab keine Antwort auf die Fragen, die an ihn gestellt wurden.

Es war am dritten Tage des Aufenthaltes des Geigenspielers in seiner Wohnung, als Lelessow spät abends müde und verstimmt nach Hause kam.

Er war den ganzen Tag herumgefahren, war durch eine geschäftliche Angelegenheit in Anspruch genommen gewesen, die ihm sehr einfach und leicht erschienen, und wie das oft zu geschehen pflegt, war er nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, trotz der größten Anstrengungen.

Außerdem hatte er bei einem Besuch im Vereinshause im Whist verloren.

Er war schlecht gelaunt.

„Nun, Gott sei mit ihm, ganz und gar!“ erwiderte er Sachar, der ihm die traurige Lage Alberts auseinandersetzte. „Morgen werde ich von ihm endgiltigen Bescheid verlangen: ob er bei mir bleiben und meine Ratschläge befolgen will oder nicht. Wenn nicht — so ist's auch nicht nötig. Mir scheint, ich habe alles gethan, was ich thun konnte.“

„Man erweise nur den Leuten Gutes!“ dachte er bei sich. „Ich schränke mich seinetwegen ein, dulde in meiner Wohnung dieses schmutzige Wesen, so daß ich morgens keinen unbekannten Menschen empfangen kann,

gebe mir alle Mühe, laufe herum, und er sieht mich an wie irgend einen Uebelthäter, der ihn zu seinem Vergnügen in einen Käfig gesperrt hat. Und was die Hauptsache ist: selbst will er in seinen Angelegenheiten nicht einen Schritt thun. So sind sie alle (dieses „alle“ bezog sich auf die Menschen überhaupt, und insbesondere auf die, mit denen er jetzt zu thun hatte.) Und was geht jetzt mit ihm vor? Worüber denkt er nach, worüber grämt er sich? Grämt er sich darüber, daß ich ihn aus seiner liederlichen Lebensweise herausgerissen habe? oder wegen der Erniedrigung, in der er sich befand? Wegen der Armut, der ich ihn entrissen habe? Er ist offenbar schon so tief gesunken, daß es ihm schwer fällt, ein anständiges Leben zu sehen . . .“

„Nein, das war ein kindisches Vorgehen,“ schloß Lelessow seine Erwägungen. „Wie kann ich es unternehmen, andere zu bessern, wenn ich mit Gottes Hilfe kaum meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringe.“

Er wollte ihn sofort entlassen, doch nachdem er ein wenig nachgedacht, verschob er es auf morgen.

In der Nacht weckte Lelessow das Geräusch, das ein umgeworfener Tisch im Vorzimmer verursachte, der Lärm von Stimmen und Gepolter.

Er zündete eine Kerze an und lauschte erstaunt . . .

„Warten Sie, das werde ich Dmitri Iwanowitsch sagen,“ sagte Sachar.

Alberts Stimme murmelte etwas zornig und unzusammenhängend.

Lelessow sprang auf und lief mit der Kerze ins Vorzimmer.

Sachar stand in Nachtkleidung gegenüber der Thür; Albert, in Mütze und Ueberrock, suchte ihn von der Thür fortzudrängen und schrie etwas mit weinerlicher Stimme.

„Sie müssen mich hinauslassen. Ich habe einen Paß. Ich habe Ihnen nichts gestohlen. Sie können mich durchsuchen. Ich werde zum Polizeileiter gehen.“

„Erlauben Sie, Dmitri Iwanowitsch!“ wandte Sachar sich zu seinem Herrn, wobei er fortfuhr, mit seinem Rücken die Thür zu versperren. „Er stand in der Nacht auf, fand den Schlüssel in meinem Ueberzieher und hat eine

ganze Flasche süßen Branntwein ausgetrunken. Ist das etwa gut? Und jetzt will er fortgehen. Sie hatten nicht befohlen, es zu erlauben, darum kann ich ihn auch nicht hinauslassen."

Als Albert Lelessow erblickte, begann er noch hitziger auf Sachar einzudringen.

„Niemand kann mich halten! Niemand hat ein Recht dazu!" schrie er immer lauter.

„Tritt beiseite, Sachar!" sagte Lelessow. „Ich will und kann Sie nicht halten, aber ich möchte Ihnen raten, bis morgen hier zu bleiben," wandte er sich an Albert.

„Niemand kann mich halten. Ich werde zum Polizeileiter gehen!" schrie Albert immer lauter, wobei er sich nur an Sachar wandte und Lelessow nicht ansah. „Schutzmann!"

Plötzlich begann er zu schluchzen.

„Ja, was schreien Sie denn so? Es hält Sie ja niemand," sagte Sachar und öffnete die Thür.

Albert hörte auf zu schreien.

„Ist es nicht gelungen? Sie wollten mich verhungern lassen. Nein!" murmelte er vor sich hin, indem er die Ueberschuhe anzog.

Ohne Abschied zu nehmen und indem er ununterbrochen unverständliches Zeug vor sich hin sprach, ging er durch die Thür.

Sachar leuchtete ihm zum Hausthor und kam dann zurück.

„Gott Lob, Dmitri Iwanowitsch!" sprach er zu seinem Herrn. „Und jetzt kann man nachsehen, ob vom Silbergerät nichts fehlt."

Lelessow schüttelte mit dem Kopf und erwiderte nichts.

Er erinnerte sich lebhaft der beiden ersten Abende, die er mit dem Geigenspieler verlebt hatte, erinnerte sich der letzten traurigen Tage, die, durch seine Schuld, Albert hier verlebt, und hauptsächlich erinnerte er sich der süßen, gemischten Empfindung von Staunen, Liebe und Mitleid, die dieser seltsame Mensch auf den ersten Blick in ihm erregt hatte, und er jammerte ihn.

„Und wie wird es ihm nun ergehen?" dachte er.

„Ohne Geld, ohne warme Kleidung, allein mitten in der Nacht . . .“

Er wollte schon Sachar ihm nachsenden, aber es war spät.

„Ist es kalt draußen?“ fragte Lelessow.

„Ein gesunder Frost, Dmitri Iwanowitsch,“ erwiderte Sachar. „Ich vergaß, Ihnen zu melden, daß wir vor dem Frühjahr noch werden Holz kaufen müssen.“

„Wie kannst Du denn sagen, daß wir noch welches erübrigen würden?“

VII.

Draußen war es wirklich kalt, aber Albert fühlte die Kälte nicht — so sehr war er durch den getrunkenen Branntwein und durch den Streit erhitzt.

Als er auf die Straße trat, sah er sich um und rieb sich erfreut die Hände.

Die Straße war öde, aber von der langen Reihe der Straßenleuchten kam noch rötliches Licht, der Himmel war klar und mit Sternen besät.

„Was nun?“ sagte er, indem er sich nach dem erleuchteten Fenster der Wohnung Lelessows umwandte, und indem er die Hände unter dem Ueberzieher in die Hosentaschen steckte und sich vorwärts bewegte, ging Albert mit schweren und unsicheren Schritten rechts die Straße hinab.

Er fühlte in den Beinen und im Magen eine ungewöhnliche Schwere, im Kopfe brauste etwas, eine unsichtbare Kraft schleuderte ihn von einer Seite nach der andern, aber er ging allweil vorwärts in der Richtung nach der Wohnung Anna Iwanownas.

Seltsame, zusammenhanglose Gedanken durchschwirrten seinen Kopf . . .

Bald gedachte er des letzten Streites mit Sachar, bald dachte er an das Meer und wie er mit dem Dampfer in Petersburg ankam, bald an die glückliche Nacht, die er mit einem Freund in einer Bude zugebracht, an der er vorbei gekommen; dann hörte er wieder eine bekannte Weise erklingen, und er gedachte des Gegenstandes seiner

Leidenschaft und der schrecklichen Nacht im Schauspielhause.

Doch obwohl ohne allen Zusammenhang, stellten sich doch alle diese Erinnerungen mit solcher Klarheit ein, daß er, wenn er die Augen schloß, nicht mehr wußte, was Wirklichkeit war: das, was er that, oder das, was er dachte. Er wußte nicht und fühlte nicht, wie er einen Fuß vor den andern setzte, wie er torkelnd gegen die Wand stieß, wie er sich rings umsah und wie er aus einer Gasse in die andere ging.

Er wußte und fühlte nur das, was unter wunderlichen Veränderungen und Verwickelungen ihm vorschwebte.

Während Albert die kleine Seestraße hinabging, stolperte er und fiel.

Einen Augenblick zum Bewußtsein gekommen, sah er vor sich ein riesiges, großartiges Gebäude und ging weiter.

Am Himmel sah man weder Sterne, noch Spuren der Morgenröte, noch den Mond, die Straßenleuchten brannten auch nicht mehr, aber alle Gegenstände traten deutlich hervor.

In den Fenstern des Gebäudes, das sich am Ende der Straße erhob, blinkte noch Licht, aber dieses Licht flackerte hin und her, wie ein Widerschein.

Das Gebäude kam immer näher und wuchs immer deutlicher vor Albert empor, doch das Licht verschwand, als Albert in das breite Thor trat.

Im Innern war es dunkel.

Die Schritte des einsamen Wanderers widerhallten laut unter dem Gewölbe, und dahin gleitende Schatten entwichen bei seiner Annäherung.

„Weshalb bin ich hergekommen?“ dachte Albert.

Doch eine unwiderstehliche Kraft zog ihn vorwärts in die Tiefe eines riesigen Saales . .

Dort befand sich eine Erhöhung und rings um dieselbe standen kleine Leute.

„Wer wird da sprechen?“ fragte Albert.

Niemand antwortete ihm, nur einer wies auf die Erhöhung.

Auf der Erhöhung stand schon ein hochgewachsener, magerer Mann mit borstigem Haar und in buntem

Albert erkannte sofort seinen Freund Petrow.

„Wie seltsam, daß er hier ist!“ dachte Albert.

„Nein, Brüder!“ sagte Petrow, indem er auf jemanden wies. „Ihr habt den Mann nicht verstanden, der unter Euch lebte. Er ist kein käuflicher Künstler, er übt die Kunst nicht handwerksmäßig aus, er ist kein Verrückter, kein verkommener Mensch. Er ist ein großer Geist, ein großer Geist auf dem Gebiete der Tonkunst, der mitten unter Euch unbeachtet und ungewürdigt zu grunde gegangen ist.“

Albert begriff sofort, von wem sein Freund sprach, doch da er ihn nicht stören wollte, senkte er bescheiden den Kopf.

„Wie ein Strohhalm wurde er von dem heiligen Feuer verzehrt, dem wir alle dienen,“ fuhr die Stimme fort; „aber er hat alles gut zur Ausführung gebracht, was von Gott in ihn gepflanzt war. Darum verdient er auch den Beinamen eines großen Mannes. Ihr konntet ihn verachten, quälen und erniedrigen,“ fuhr die Stimme immer lauter fort; „aber er war, ist und bleibt unermeßlich über Euch erhaben. Er ist glücklich, er ist gut. Er liebt und verachtet alle in gleicher Weise, und er dient bloß dem, was von oben in ihn gepflanzt ist. Er liebt nur eins — die Schönheit, das einzige unbezweifelbare Gut in dieser Welt. Ja, solch ein Mann ist er! Fallet alle vor ihm zur Erde! Auf die Knie!“ schrie er laut.

Doch in der gegenüberliegenden Ecke des Saales begann leise eine andere Stimme zu sprechen.

„Ich will nicht vor ihm auf die Kniee fallen,“ sagte die andere Stimme, in welcher Albert sofort Lelessows Stimme erkannte. „Wodurch ist er groß? Und weshalb sollen wir uns vor ihm beugen? Hat er etwa ein anständiges Leben geführt? Hat er etwa der menschlichen Gesellschaft irgendwie genützt? Wissen wir etwa nicht, wie er Geld entlieh und es nicht zurückzahlte, wie er einem ihm befreundeten Künstler eine Geige entführte und sie im Leihhaus versetzte?“ . . .

„Mein Gott! Wie er das alles kennt!“ dachte Albert und senkte den Kopf noch tiefer.

Wissen wir etwa nicht, wie er den unbedeutendsten

Leuten schmeichelt, des Geldes wegen schmeichelt?" fuhr Lelessow fort. „Wissen wir nicht, wie er aus dem Schauspielhause gejagt wurde?"

„Mein Gott, das ist wahr, doch nimm Dich meiner an," sprach Albert. „Du allein weißt, weshalb ich das that."

„Haltet ein, schämt Euch!" sagte wieder Petrows Stimme. „Welches Recht habt Ihr, ihn anzuklagen? Habt Ihr etwa das erlebt, was er erlebte? Habt Ihr das Entzücken empfunden, das er empfand?"

„Das ist wahr! Das ist wahr!" flüsterte Albert.

„Die Kunst ist die höchste Aeußerung der Menschenmacht. Sie wird wenigen Auserwählten zu teil und erhebt den Auserwählten zu einer Höhe, auf der ihn Schwindel erfaßt und es schwer wird, gesund zu bleiben. In der Kunst giebt es, wie in jedem Kampfe, Helden, die sich ganz ihrem Dienste hingeben und fallen, ohne ihr Ziel erreicht zu haben."

Petrow verstummte, Albert aber erhob den Kopf und rief laut:

„Das ist wahr! Das ist wahr!"

Doch seine Stimme war klanglos.

„Sie haben hier nicht das Wort!" wandte sich der Künstler Petrow in strengem Tone zu ihm. „Ja, erniedrigt, verachtet ihn," fuhr er fort, „aber er ist doch der Beste und Glücklichste unter uns."

Albert, der mit Wonnegefühl im Herzen diese Worte hörte, vermochte nicht länger an sich zu halten, er ging auf den Freund zu und wollte ihn küssen.

„Hebe Dich hinweg, ich kenne Dich nicht!" erwiderte Petrow. „Wandle Deine Straße, Du wirst Dein Ziel nicht erreichen . . ."

„Dich hat es ordentlich hergenommen! Du wirst Deine Wohnung nicht erreichen!" schrie der Stadtwächter an der Straßenkreuzung.

Albert blieb stehen, raffte alle Kräfte zusammen, und bemüht, nicht zu wanken, bog er in ein Seitengäßchen ein.

Bis zum Hause Anna Iwanownas hatte er nur noch einige Schritte.

Aus der Vorhalle des Hauses fiel ein Lichtschein auf den Schnee, und vor dem Gitter standen Schlitten und Kutschen.

Mit den erstarrten Händen sich an dem Gitter festhaltend, lief er die Treppe hinauf und klingelte.

Das verschlafene Gesicht der Dienerin erschien in dem Thürfenster und sah Albert ärgerlich an.

„Es geht nicht!" rief sie. „Ich habe keinen Auftrag, Sie einzulassen."

Und sie schlug das Guckfenster zu.

Auf die Treppe drangen die Klänge des Klaviers und Frauenstimmen heraus.

Albert setzte sich auf den Boden, lehnte das Haupt an die Wand und schloß die Augen.

In diesem Augenblick tauchten mit erneuter Stärke rings um ihn wieder Scharen zusammenhangloser, aber verwandter Traumgestalten auf, zogen ihn in ihren Strom hinein und entführten ihn irgendwohin in ein freies und herrliches Land der Träume.

„Ja, er ist der Beste und Glücklichste!" hallten unwillkürlich Petrows Worte in seiner Einbildung wieder.

Hinter der Thür vernahm man die Klänge einer Polka.

Diese Klänge drückten auch aus, daß er der Beste und Glücklichste war!

In einer nahen Kirche wurde zur Andacht geläutet, und dieses Läuten verkündete:

„Ja, er ist der Beste und Glücklichste!"

„Ich will wieder in den Saal gehen," dachte Albert. „Petrow muß mir noch vieles sagen."

In dem Saal war schon niemand mehr, und statt des Künstlers Petrow stand auf der Erhöhung Albert selbst und spielte auf der Geige alles das, was früher die Stimme gesprochen hatte.

Doch es war eine Geige seltsamer Art: sie war ganz aus Glas.

Und man mußte sie mit beiden Händen fassen und sie langsam an die Brust drücken, damit sie Klänge von sich gab.

Die Klänge waren so zart und reizend, wie Albert ähnliche nie gehört hatte.

Je fester er die Geige an die Brust drückte, desto wohler wurde ihm.

Je lauter die Klänge erschallten, desto mehr wichen

die Schatten zurück und erhellte durchsichtiges Licht die Wände des Saales.

Doch man mußte sehr vorsichtig auf der Geige spielen, um sie nicht zu zerbrechen.

Albert spielte auf der gläsernen Geige sehr vorsichtig und gut.

Er spielte solche Weisen, die er selbst empfand, die niemand niemals mehr hören wird.

Er begann schon müde zu werden, als ein anderer ferner Klang ihn erweckte.

Es war der Klang der Glocke.

Doch dieser Klang wurde zu Worten.

„Ja," sagte die Glocke, die irgendwo in der Ferne, hoch oben erklang, „er erscheint Euch beklagenswert, Ihr verachtet ihn, aber er ist der Beste undGlücklichste! Niemand wird je wieder auf dieser Geige spielen!"

Diese bekannten Worte erschienen ihm plötzlich so verständig, so neu und so gerechtfertigt, daß er zu spielen aufhörte und, bemüht, sich nicht zu rühren, Hände und Augen zum Himmel erhob.

Er fühlte sich schön und glücklich.

Obwohl niemand in dem Saale war, reckte doch Albert die Brust hervor, hob den Kopf und stand so auf der Erhöhung, daß alle ihn sehen konnten.

Plötzlich berührte irgendeine Hand leicht seine Brust.

Er wandte sich um und gewahrte im Halbschimmer eine Frauengestalt.

Sie sah ihn mit traurigen Blicken an und schüttelte tadelnd den Kopf.

Er begriff sofort, daß das, was er that, schlecht war, und er schämte sich vor sich selbst.

„Wohin nun?" fragte er sie.

Sie sah ihn nochmals forschend an und neigte traurig das Haupt.

Sie war es, ganz und gar sie, die er liebte, auch die Kleider waren dieselben.

Auf dem vollen weißen Nacken war eine Perlenschnur, und die reizenden Arme waren bis über die Ellbogen entblößt.

Sie ergriff ihn bei der Hand und führte ihn aus [illegible] Saal hinaus.

„Der Ausgang ist auf jener Seite," sagte Albert.

Doch sie lächelte, ohne zu antworten, und führte ihn aus dem Saal.

Auf der Schwelle des Saales erblickte Albert den Mond und Wasser.

Doch das Wasser war nicht unten, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, und der Mond war nicht oben, ein weißer Kreis, wie gewöhnlich.

Mond und Wasser befanden sich nebeneinander und waren überall, sowohl oben als unten zur Seite und rings um sie beide.

Albert stürzte sich zugleich mit ihr in den Mond und in das Wasser, und es wurde ihm klar, daß er erst jetzt die umarmen könne, die er mehr als alles in der Welt liebte.

Er umschlang sie mit den Armen und empfand ein unerträgliches Glück.

„Ist das alles nicht ein Traum?" fragte er sich.

Doch nein! Es war Wirklichkeit, es war mehr als Wirklichkeit: es war Wirklichkeit und Erinnerung.

Er fühlte, daß das unaussprechliche Glück, das ihn in diesem Augenblick entzückte, geschwunden war und nimmer wiederkehren werde.

„Worüber weine ich denn?" fragte er sie.

Sie sah ihn schweigend mit traurigem Blick an.

Albert begriff, was sie dadurch ausdrücken wollte.

„Ja, wieso denn, wenn ich lebe?" fragte er.

Sie sah, ohne zu antworten, regungslos vor sich hin.

„Das ist entsetzlich! Wie soll ich ihr begreiflich machen, daß ich lebe!" dachte er mit Entsetzen.

„Mein Gott! Ja, ich lebe, verstehen Sie mich doch!" flüsterte er.

„Er ist der Beste und Glücklichste!" sagte die Stimme.

Aber irgend etwas würgte Albert immer mehr und mehr.

War es der Mond oder das Wasser oder ihre Umarmung oder ihre Thränen — er wußte es nicht, aber er fühlte, daß er nicht alles zu sagen vermöge, was er sagen müsse, und daß alles bald zu Ende sein werde.

Zwei Gäste, welche die Wohnung Anna Iwanownas verließen, stießen auf den auf der Schwelle ausgestreckten Albert.

Einer von ihnen ging zurück und rief die Hausfrau heraus.

„Das ist ja zu gottlos," sagte er, „der Mensch konnte ja erfrieren."

„Ach, das ist ja Albert . . . Seht einmal, wo er sitzt!" erwiederte die Hausfrau. „Annuschka! Bringen Sie ihn irgendwo in der Kammer unter," wandte sie sich an die Dienerin.

„Ich lebe ja, wozu wollt Ihr mich beerdigen?" murmelte Albert, während man ihn besinnungslos in die Kammer trug.

Tagebuch des Fürsten Dmitri Nechljudow.

Luzern.

8. Juli.

Gestern abends kam ich in Luzern an und bin im besten hiesigen Gasthof, dem Schweizerhof abgestiegen.

„Luzern, die alte, am Ufer des Vierwaldstädter Sees gelegene Hauptstadt des Kantons," sagt Murray, „ist einer der bezauberndsten Orte der Schweiz; in ihm kreuzen sich drei Hauptstraßen; und nur eine Stunde Dampferfahrt entfernt erhebt sich der Berg Rigi, auf dem sich eines der großartigsten Rundgemälde der Welt eröffnet."

Mag das nun wahr sein oder nicht, andere Reisehandbücher sagen dasselbe, und darum giebt es hier eine ungeheuere Menge Reisender von allen Völkern, besonders Engländer.

Der großartige, fünf Stockwerke hohe Schweizerhof ist erst vor kurzem auf dem gemauerten Flußdamm, dicht am See, an derselben Stelle erbaut worden, wo sich in alter Zeit eine hölzerne, gedeckte, krumme Brücke mit Kapellen an den Enden und Heiligenbildern auf den Dachsparren befand.

Jetzt hat man, dank dem ungeheuren Andrang der Engländer, dank ihren Anforderungen, ihrem Geschmack

und ihrem Geld, die alte Brücke abgetragen und an ihrer Stelle einen schnurgeraden steinernen Damm angelegt.

Auf dem Damm wurden gerade, viereckige, fünf Stockwerke hohe Häuser errichtet; und vor den Häusern pflanzte man zwei Reihen Linden mit Stützpfählen, und zwischen die Linden stellte man, wie es sich gehört, grün angestrichene Bänkchen.

Das ist — die „Promenade;" und da gehen die Engländerinnen in schweizer Strohhüten und die Engländer in dauerhafter und bequemer Kleidung auf und ab und freuen sich ihrer Schöpfung.

Dieser Damm und die Häuser und die Linden und die Engländer würden sich vielleicht an einem andern Orte sehr gut ausnehmen, nur hier nicht, inmitten dieser eigentümlich großartigen und zugleich unsagbar übereinstimmenden und sanften Natur.

Als ich in mein Zimmer hinaufkam und das nach dem See gehende Fenster öffnete, da war ich im ersten Augenblick von der Schönheit dieses Wassers, dieser Berge und dieses Himmels buchstäblich geblendet und erschüttert.

Ich empfand eine innere Befriedigung und das Bedürfnis, irgendwie das auszudrücken, wovon plötzlich meine Seele voll war.

Ich hätte in diesem Augenblick irgend jemandem fest umarmen, ihn kitzeln, zwicken, überhaupt etwas Außergewöhnliches mit ihm und mir vornehmen wollen.

Es war sieben Uhr abends.

Den ganzen Tag hatte es geregnet, jetzt aber klärte sich der Himmel auf.

Blau wie brennender Schwefel, von Booten durchfurcht, deren Spuren allmählich verschwanden, unbeweglich, glatt wie ein Spiegel breitete sich vor den Fenstern zwischen den einförmigen grünen Ufern der See aus, eingeengt zwischen zwei gewaltigen Felsvorsprüngen — und allmählich dunkler werdend, verschmolz er und verschwand in den über einander getürmten Bergen, Wolken und Gletschern.

Im Vordergrunde breiteten sich hellgrüne Ufer mit Schilfrohr, Wiesen, Gärten und Landhäuser aus.

Weiterhin dunkelgrüne bewaldete Felsvorsprünge mit Trümmern alter Schlösser.

Ganz im Hintergrunde das Durcheinander der weißlichen und hellblau rötlichen gebirgigen Ferne mit den wunderlichen steinigen und mattweißen Schneegipfeln — und alles übergossen mit einer milden, durchsichtigen himmelblauen Luft und beleuchtet durch die aus dem zerrissenen Wolkenhimmel hervorbrechenden heißen Strahlen der untergehenden Sonne.

Weder auf dem See, noch auf den Bergen, noch am Himmel eine einzige gerade Linie; nirgends eine unvermischte Färbung, nirgends Ruhe, überall Bewegung, Unregelmäßigkeit, Launenhaftigkeit, eine endlose Mischung und Mannigfaltigkeit, von Schatten und Linien, und in allem die Ruhe, Weichheit, Uebereinstimmung und Notwendigkeit des Schönen.

Und hier, inmitten dieser unbestimmten, wirren, freien Schönheit, dicht vor meinem Fenster, hatte ich beständig diese dumme, schnurgerade weiße Linie des Dammes vor Augen, die Linden mit den Stützpfählen und die grünen Bänkchen, armselige, abgeschmackte Erzeugnisse von Menschenhand, die nicht gleich den Landhäusern und Bergtrümmern in der Ferne in dem allgemeinen Schönheitsklang aufgingen, sondern im Gegenteil ihm grob Hohn sprachen.

Alleweil fiel mein Blick unwillkürlich auf diese gerade Linie des Dammes, und im Geiste hätte ich ihn fortstoßen, vernichten mögen, so wie einen schwarzen Fleck, welcher unter dem Auge auf der Nase haftet, aber der Damm mit den auf ihn herumwandelnden Engländern blieb an seiner Stelle und ich suchte unwillkürlich einen Standpunkt, von dem ich ihn nicht sehen konnte.

Ich gewöhnte mich daran, so hinaus zu blicken, und schwelgte bis zum Abendessen allein mit mir selbst in dem unvollständigen, aber um so süßern, schmerzhaften Gefühl, das man empfindet, wenn man sich allein in die Betrachtung der Schönheit der Natur versenkt.

Gegen halb acht rief man mich zu Tische.

In einem großen, prachtvoll ausgestatteten Zimmer des untern Stockwerks waren zwei lange Tische für mindestens hundert Menschen gedeckt.

Etwa drei Minuten vergingen, während die Gäste sich schweigend versammelten: Rauschen der Frauenkleider,

leise Schritte, leises Reden mit den ehrerbietigen, fein gekleideten Kellnern.

Alle Sitze waren von Herren und Damen besetzt, welche sehr schön, ja sogar reich und überaus fein gekleidet waren.

Wie überhaupt in der Schweiz, so bestand auch hier die Mehrzahl der Gäste aus Engländern, und darum war das Hauptmerkmal des Wirtstisches: strenger, der Sitte gemäßer Anstand und nicht ein mitteilsames Wesen, das nicht etwa auf Stolz beruhte, sondern darin seinen Grund hatte, daß niemand das Bedürfnis fühlte, sich anderen zu nähern, und eine vollkommene Befriedigung, wenn man seinen Bedürfnissen bequem und angenehm genügen konnte.

Von allen Seiten schimmern blendend weiße Spitzen, blendend weiße Kragen, blendend weiße echte und falsche Zähne, blendend weiße Gesichter und Hände.

Aber die Gesichter, unter denen sich viele sehr hübsche befinden, drücken nur das Bewußtsein eigenen Wohlbehagens aus und völligen Mangel an Teilnahme für alles in ihrer Umgebung, was sich nicht geradezu auf ihr eigenes Ich bezieht, und die blendend weißen beringten Hände bewegen sich nur, um die Kragen zurecht zu ziehen, das Rindfleich zu zerschneiden und Wein in die Gläser zu gießen — nicht die geringste seelische Erregung prägt sich in ihren Bewegungen aus.

Dann und wann tauschen Familien mit leiser Stimme eine Bemerkung über den guten Geschmack dieser oder jener Speise oder des Weines und über die schöne Aussicht vom Rigi.

Die einzelnen Reisenden, Herren und Damen, sitzen einsam, schweigend neben einander und sehen einander gar nicht an.

Wenn bisweilen von diesen hundert Menschen zwei mit einander sprechen, so sprechen sie gewiß vom Wetter und der Besteigung des Rigi.

Messer und Gabeln bewegen sich kaum hörbar auf den Tellern, von den Speisen wird nur wenig genommen, Erbsen und Obst ißt man stets mit der Gabel; die Kellner fragen, dem allgemeinen Schweigen sich fügend, flüsternd, welchen Wein Sie befehlen?

Bei solchen Mahlzeiten empfinde ich stets ein drückendes

Gefühl, ich fühle mich unangenehm berührt und werde gegen Ende traurig.

Es scheint mir stets, daß ich an irgend etwas schuld sei, daß ich bestraft werde, so wie in meiner Kindheit, als man mich wegen eines mutwilligen Streiches auf einen Stuhl setzte und sagte: „Ruhe hier aus, mein Lieber!" in einem Augenblick, da junges Blut in den Adern pochte und im andern Zimmer das fröhliche Geschrei meiner Brüder sich vernehmen ließ.

Ich versuchte früher, mich gegen dieses Gefühl des Abgestorbenseins, das ich bei solchen Mahlzeiten empfand, aufzulehnen, jedoch vergebens; alle diese toten Gesichter üben einen unwiderstehlichen Einfluß auf mich aus und ich werde dann eben solch ein toter Mensch.

Ich will nichts, denke an nichts, gebe sogar auf nichts acht.

Anfangs versuchte ich, mit den Nachbaren ein Gespräch anzuknüpfen, aber ich erhielt keine andere Antwort als Redensarten, die offenbar zum tausendsten Mal an dieser Stelle und zum tausendsten Mal von einem und demselben wiederholt wurden.

Und doch waren alle diese Leute nicht dumm und nicht gefühllos, und gewiß, bei vielen dieser eisumpanzerten Leute verläuft das innere Leben genau so wie bei mir, bei vielen sogar viel verwickelter und fesselnder.

Weshalb also berauben sie sich eines der besten Lebensgenüsse, des Genusses, den der gegenseitige Verkehr, der Verkehr mit den Menschen gewährt?

Wie anders war es in unserem Pariser Kosthaus, wo wir uns zwanzig Menschen der verschiedensten Abstammung, Beschäftigung und Eigenart unter dem Einfluß der französischen Umgänglichkeit zum gemeinsamen Mittagstische wie zu einer Unterhaltung zusammenfanden.

Dort war die Unterhaltung eine allgemeine von einem Ende des Tisches zum andern, gewürzt mit Scherzen und Geschichten, wenn dieselben auch häufig in gebrochenen Sätzen vorgebracht wurden.

Dort schwatzte ein jeder was ihm einfiel, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wie es klingen werde; dort hatten wir unsern eigenen Denker, unsern Streit-

hahn, unsern bel esprit, unsern ewig Gehänselten — alles war gemeinsam.

Dort schoben wir sofort nach dem Mittagessen den Tisch fort und begannen, im Tackt oder auch nicht, auf dem staubigen Teppich la polka zu tanzen bis zum Abend.

Dort waren wir, wenn auch etwas gefallsüchtige, doch sehr verständige und ehrbare Menschen, aber wir waren Menschen.

Und die spanische Gräfin mit den dichterischen Neigungen und der italienische Abbé, der nach Tische die „göttliche Komödie" vortrug, und der amerikanische Arzt, der in den Tuillerien Zutritt hatte, und der junge Dramaturg mit den langen Haaren, und der Klavierspieler, der nach seiner eigenen Behauptung die beste Polka der Welt geschrieben hatte, und die unglückliche schöne Witwe mit drei Ringen auf jedem Finger — wir alle verkehrten mit einander wie Menschen, obwohl in oberflächlicher, so doch in freundschaftlicher Weise, und bewahrten einander die einen ein leichtes, die andern ein feuriges, herzliches Andenken.

An der englischen Wirtstafel aber denke ich oft, indem ich alle diese Spitzen, Bänder, Ringe, gefetteten Haare und seidenen Kleider ansehe, wie viele lebende Frauen durch diesen Putz glücklich sein und andere glücklich machen würden. Es ist ein seltsamer Gedanke, wie viele Freunde und Liebende, sogar glückliche Freunde und Liebende da neben einander sitzen, ohne es zu wissen.

Und Gott weiß, wie es kommt, sie erfahren das nie und gewähren nie einer dem andern jenes Glück, welches sie so leicht gewähren können und wonach sie so sehr Verlangen tragen.

Ich wurde traurig gestimmt wie stets nach solchen Mahlzeiten und ohne den Nachtisch zu verzehren, ging ich in der trübsten Gemütsstimmung in der Stadt herumzustreifen.

Die schmalen, kotigen Straßen ohne Beleuchtung, die geschlossenen Kaufläden, die Begegnungen mit betrunkenen Arbeitern und Wasser holenden oder in Hüten durch die Gäßchen huschenden Frauen, die sich vorsichtig an den Häuserwänden umsahen — alles das vertrieb nicht nur meine trübe Gemütsstimmung nicht, sondern verstärkte sie noch.

In den Straßen war es schon vollkommen finster,

als ich, ohne meine Umgebung zu beachten, gedankenlos dem Hause zuschritt, in der Hoffnung, mich im Schlafe von der düstern Gemütsstimmung zu befreien.

Mir lag plötzlich etwas entsetzlich Kaltes auf der Seele, ich fühlte mich vereinsamt und bedrückt, wie das bei mir bisweilen ohne sichtbare Veranlassung bei der Uebersiedlung an einen neuen Wohnort der Fall zu sein pflegt.

Den Blick zu Boden gesenkt, ging ich über den Damm zum Schweizerhof, als mich plötzlich die Klänge eines seltsamen, doch überaus anmutigen und lieblichen Gesanges überraschten.

Diese Klänge wirkten sofort belebend auf mich.

Es war, als ob ein heller, freudiger Lichtstrahl in meine Seele gedrungen wäre.

Ich fühlte mich so wohl, so froh.

Meine eingeschlummerte Aufmerksamkeit wandte sich wieder allen mich umgebenden Gegenständen zu, und die Schönheit der Nacht und des Sees, gegen die ich früher gleichgiltig war, überraschte mich plötzlich mit dem süßen Zauber der Neuheit.

Unwillkürlich bemerkte ich in einem Augenblick sowohl den trüben Himmel mit den grauen Flecken auf dem dunkeln Blau, beleuchtet von dem aufgehenden Mond, und den dunkelgrünen glatten See mit den in ihm sich wiederspiegelnden Lichtern, und in der Ferne die nebligen Berge und das Quaken der Frösche von der Froschburg und den taufrischen Schlag der Wachteln vom andern Ufer.

Gerade vor mir aber, an der Stelle, von der die Klänge sich vernehmen ließen und auf die hauptsächlich meine Aufmerksamkeit gerichtet war, erblickte ich im Halbdunkel inmitten der Straße eine im Halbkreis zusammengedrängte Volksmenge, und vor dieser Menge, in einiger Entfernung von ihr, einen winzig kleinen Menschen in schwarzer Kleidung.

Hinter der Menge und hinter dem Menschen hoben sich an dem dunkeln, grauen und blauen zerrissenen Himmel einheitlich einige schwarze Gartenstangen ab, und erhaben ragten zu beiden Seiten der alten Kirche zwei scharfe Turmspitzen empor.

Ich trat näher, die Klänge wurden deutlicher vernehmbar.

Ich unterschied deutlich die fernen, sich in der Abendluft wiegenden vollen Einklänge einer Guitarre und mehrere Stimmen, welche, einander ablösend, nicht ein bestimmtes Tonstück sangen, sondern nur einzelne der hervorragendsten Stellen desselben zu Gehör brachten.

Das Tonstück war eine Art lieblicher und anmutiger Masurka.

Die Stimmen schienen bald nah, bald fern zu sein, bald vernahm man den Tenor, bald den Baß, bald eine Fistelstimme mit den girrenden Tiroler Läufern.

Es war kein Lied, sondern ein flüchtiger, meisterhafter Entwurf eines solchen.

Ich vermochte nicht zu begreifen, was das sei, aber es war sehr schön.

Diese wollüstigen, schwachen Guitarren-Einklänge, diese liebliche, leichte Weise und diese schwarze Mannesgestalt, welche allein dastand inmitten der schwärmerischen Umgebung des dunkeln Sees, des leuchtenden Mondes und der stumm emporragenden zwei gewaltigen Turmspitzen und der schwarzen Gartenstangen — alles war seltsam, doch unaussprechlich schön, oder schien mir wenigstens so zu sein.

Alle verwirrten, unwillkürlichen Eindrücke des Lebens erhielten für mich plötzlich einen Wert und Reiz.

Es war, als ob in meiner Seele eine frische, lieblich duftende Blume sich erschlossen hätte.

An Stelle der Müdigkeit, der Zerstreutheit, der Gleichgiltigkeit gegen alles in der Welt, die ich noch eine Minute vorher empfunden hatte, fühlte ich plötzlich ein Verlangen nach Liebe, eine Fülle von Hoffnung und ohne alle Veranlassung Lebenslust.

Was sollst Du noch verlangen, was wünschen? sprach ich unwillkürlich zu mir selbst. Hier umgiebt Dich von allen Seiten Schönheit und Dichtkunst. Sauge sie mit tiefen, vollen Zügen ein, soweit es Deine Kräfte gestatten, berausche Dich, was brauchst Du noch mehr! Alles ist Dein, die ganze Glückseligkeit . . .

Ich trat näher. Der kleine Mann war, wie es schien, ein wandernder Tiroler.

Er stand vor den Fenstern des Gasthofes, ein Bein vorgesetzt, den Kopf zurückgebogen, und sang, auf der

Guitarre klimpernd mit wechselnder Stimme sein anmutiges Lied.

Ich empfand sofort eine zärtliche Zuneigung zu diesem Menschen und Dankbarkeit für die Wandlung, die er in mir bewirkt hatte.

So viel ich unterscheiden konnte, trug der Sänger einen alten schwarzen Rock, sein Haar war schwarz, kurz, und den Kopf bedeckte eine einfache, alte Mütze, wie sie schlichte Bürger tragen.

In seiner Kleidung war nichts Künstlerisches, aber seine flotte, kindlich frohe Haltung und seine Bewegungen boten im Verein mit seiner winzigen Gestalt ein rührendes und zugleich ergötzliches Bild.

Im Hausflur, in den Fenstern und auf den Balkonen des großartig erleuchteten Gasthofes standen in glänzendem Putz Damen in weiten Kleidern, Herren mit blendend weißen Kragen, der Schweizer und die Bedienten in goldgestickter Dienertracht — auf der Straße im Halbkreis des Menschenhaufens und weiterhin auf dem Wallgang, zwischen den Linden, sammelten sich und blieben stehen elegant gekleidete Kellner, Köche mit weißen Mützen und Schürzen, Mädchen, die sich mit den Armen umschlungen hielten, und Lustwandelnde.

Alle schienen dasselbe Gefühl zu empfinden, das auch ich empfand.

Alle standen schweigend rings um den Sänger und lauschten aufmerksam.

Alles verhielt sich still, nur in den Ruhepunkten des Liedes drang irgend woher aus der Ferne über das Wasser gleichförmiger Hammerschlag und von der Froschburg erklangen in abgebrochenen Trillern die Stimmen der Frösche, übertönt von dem feuchten, einförmigen Schlag der Wachteln.

Der kleine Mann sang im Dunkel inmitten der Straße wie eine Nachtigall Absatz auf Absatz und Lied auf Lied.

Obwohl ich dicht an ihn herangetreten war, bereitete mir sein Gesang doch immer noch großen Genuß.

Seine nicht umfangreiche Stimme war sehr angenehm, aber der feine Geschmack und das Gefühl für richtiges Maßhalten, mit denen er diese Stimme beherrschte, waren außergewöhnlich und verrieten eine großartige natürliche Begabung.

Die Schlußzeile eines jeden Absatzes sang er stets auf verschiedene Weise, und man sah, daß er alle diese anmutigen Aenderungen ungezwungen und aus dem Stegreif machte.

In der Zuhörermenge, sowohl oben im Schweizerhof als unten auf dem Wallgang, vernahm man häufig beifälliges Geflüster und es herrschte ein ehrfurchtsvolles Schweigen.

Auf den Balkonen und in den Fenstern erschienen immer mehr fein gekleidete Herren und Damen, die sich malerisch im Glanz der Beleuchtung des Hauses an die Brüstung lehnten.

Die Lustwandelnden blieben stehen und auf dem Damm standen überall im Schatten Scharen von Männern und Frauen unter den Linden.

Neben mir standen, Zigarren rauchend, abseits von der großen Menge, vornehme Diener und ein Koch.

Auf den Koch machte die Schönheit des Gesanges einen sehr starken Eindruck, und bei jedem hohen Fistelton nickte er mit dem Kopfe in begeistertem Staunen einem Diener zu und stieß ihn mit dem Ellbogen, mit einem Ausdruck, als ob er sagen wollte:

„Ist das ein Gesang! He?"

Der Diener, dessen Wohlgefallen an dem Gesang ich an dem Lächeln erkannte, das sich über sein Gesicht verbreitete, antwortete auf die Püffe des Kochs mit einem Achselzucken, dadurch zu erkennen gebend, daß es ziemlich schwer sei, sein Erstaunen zu erregen, und daß er schon viel Besseres gehört habe.

An einem Ruhepunkt des Gesanges, während der Sänger sich räusperte, fragte ich den Diener, wer der Mann sei und ob er oft herkäme.

„Ja, er kommt etwa zweimal im Laufe des Sommers," erwiderte der Diener. „Er ist aus dem Aargau. Er bettelt so umher."

„Und ziehen viel solche Leute umher?" fragte ich.

„Ja, gewiß," erwiederte der Diener, der nicht sofort begriff, wonach ich fragte.

Doch als er sich dann über meine Frage klar wurde, fügte er hinzu:

„O nein! Hier habe ich nur ihn allein gesehen. Mehr sind nicht da.“

In diesem Augenblick beendete der kleine Mann das erste Lied, hing gewandt seine Guitarre über die Schulter und sprach etwas vor sich hin in seiner deutschen heimatlichen Mundart, das ich nicht verstehen konnte, was aber in der ihn umgebenden Menge Gelächter hervorrief.

„Was sagt er da?“ fragte ich.

„Er sagt, daß seine Kehle ausgetrocknet sei und er Wein trinken möchte,“ erklärte es mir der neben mir stehende Diener.

„Wie denn . . . er trinkt wohl gern eins?“

„Ja, das thun alle diese Leute gern,“ erwiderte der Diener lächelnd, mit einer geringschätzenden Handbewegung nach dem Sänger hin.

Der Sänger nahm die Mütze ab, und die Guitarre schwenkend, näherte er sich dem Hause.

Den Kopf zurückbeugend, wandte er sich an die in den Fenstern und auf den Balkonen stehenden Herschaften.

„Messieurs et Mesdames!“ sagte er mit halb italienischer, halb deutscher Aussprache und der Betonung, mit welcher Gaukler sich an die Zuschauer zu wenden pflegen: „Si vous croyez que je gagne quelque chose, vous vous trompez; je ne suis qu'un pauvre diable.“

Er hielt inne, schwieg eine Weile.

Dach da ihm niemand etwas gab, nahm er wieder seine Guitarre zur Hand und sprach:

„A présent, Messieurs et Mesdames, je vous chantrai l'air du Righi!“

Die oberen Zuschauer verharrten in Schweigen, blieben aber in Erwartung des folgenden Liedes stehen.

Unten in der Menge begann man zu lachen, jedenfalls darüber, daß er sich so sonderbar ausgedrückt und daß man ihm nichts gegeben hatte.

Ich gab ihm einige Centimes, er ließ sie gewandt aus einer Hand in die andere gleiten, steckte sie in die Westentasche, und nachdem er die Mütze aufgesetzt, begann er wieder ein anmutiges, liebliches tiroler Liedchen zu singen, das er l'air du Righi nannte.

Dieses Lied, das er zum Schluß aufgehoben, war noch

besser als alle vorhergegangenen, und von allen Seiten vernahm man in der anwachsenden Menge Ausrufe des Beifalles.

Er beendete den Gesang.

Abermals schwang er die Guitarre, nahm die Mütze ab, hielt sie vor sich hin, näherte sich auf einige Schritte den Fenstern und brachte aufs neue seine unverständliche Redensart vor: „Messieurs et Mesdames, is vous croyez, que je gagne quelque chose . . .“, die er offenbar für sehr gewandt und geistreich hielt, aber jetzt bemerkte ich in seiner Stimme und in seinen Bewegungen eine gewisse Unentschlossenheit und kindische Schüchternheit, welche bei seiner kleinen Gestalt besonders auffielen.

Die geputzten Zuschauer standen immer noch in der malerischen Beleuchtung auf den Balkonen und in den Fenstern und prunkten mit ihrer leichten Kleidung.

Einige sprachen ruhig in höflichem Ton mit einander, offenbar über den Sänger, der mit emporgehaltener Mütze vor ihnen stand, andere sahen aufmerksam und neugierig auf diese kleine schwarze Gestalt hinab.

Auf einem Balkon ließ sich das helle, freudige Lachen eines jungen Mädchens vernehmen.

In der Menge unten wurden spöttische Reden immer lauter.

Der Sänger wiederholte seine Redensart zum dritten Mal, jedoch mit noch schwächerer Stimme, und beendete sie nicht einmal, streckte aufs neue die Hand mit der Mütze vor, ließ sie aber sofort wieder sinken.

Und abermals warf ihm von diesen hundert prachtvoll gekleideten Leuten, die sich versammelt hatten, um ihn anzuhören, nicht ein einziger eine Kupfermünze hinab.

Die Menge begann erbarmungslos zu lachen.

Der kleine Sänger schien mir noch kleiner zu werden, nahm die Guitarre in die andere Hand, schwenkte die Mütze über dem Kopfe mit den Worten: „Messieurs et Mesdames, je vous remercie et je vous souhaite une bonne nuit,“ und setzte die Mütze auf.

Die Menge lachte vergnügt auf.

Auf den Balkonen begannen allmählich die schönen Herren und Damen zu verschwinden, ruhig mit einander sprechend.

Die auf dem Wallgang Lustwandelnden setzten sich wieder in Bewegung.

Die während des Gesanges stille Gasse belebte sich aufs neue, und nur einige Menschen beobachteten den Sänger, ohne sich ihm zu nähern, von fern, und lachten.

Ich hörte, wie der kleine Mann etwas in den Bart brummte, sich umwandte und, scheinbar noch kleiner werdend, mit raschen Schritten der Stadt zueilte.

Die lustigen lustwandelnden Leute, die ihn beobachtet hatten, folgten ihm in einiger Entfernung und lachten . . .

Ich war ganz verwirrt geworden, begriff nicht, was das alles zu bedeuten habe, und blickte an derselben Stelle stehend gedankenlos in das Dunkel, dem sich entfernenden kleinen Manne nach, der mit großen Schritten rasch der Stadt zueilte, und auf die lachenden lustwandelnden Leute, die ihm folgten.

Mir war weh ums Herz, eine bittere Empfindung überkam mich, und was die Hauptsache war, ich schämte mich für den kleinen Mann, für die Menschenmenge, für mich selbst, gleich als ob ich selbst um Geld gebettelt, und man mir nichts gegeben hätte und mich nun auslachte.

Mich gleichfalls nicht umsehend, ging ich mit beklommenem Herzen raschen Schrittes nach Hause, in den Seitenflügel des Schweizerhofs.

Ich legte mir keine Rechenschaft über meine Empfindungen ab; aber etwas Drückendes, Unerklärliches erfüllte meine Seele und beklemmte mich.

In dem großartigen, hell erleuchteten Hausflur kamen mir der ehrerbietig beiseite tretende Schweizer und eine englische Familie entgegen.

Ein kräftiger, hübscher und hochgewachsener Mann mit schwarzem englischem Backenbart, mit einem schwarzen Hut, den Plaid über dem Arm und in der Hand einen wertvollen Stock, schritt langsam und selbstbewußt daher, und führte eine Dame in einem wunderbaren Seidenkleid und einer Haube mit glänzenden Bändern und den reizendsten Spitzen am Arm.

Neben ihnen her ging ein hübsches, jugendfrisches Fräulein in einem zierlichen Schweizerhut mit Feder à la mousquetaire, unter welchem hervor weiche, lange,

hellblonde Locken rings um ihr hübsches weißes Gesichtchen herabfielen.

Ein zehnjähriges, rotwangiges Mädchen mit runden, weißen Knieen, welche unter feinen Spitzen hervorschimmerten, sprang vor ihnen her.

„Eine reizende Nacht!" sagte die Frau mit süßer, Glück ausdrückender Stimme, während ich vorbeiging.

„Ohe!" brummte der Engländer, dem absichtlich das Leben auf Erden so angenehm war, daß er nicht einmal Lust zum sprechen hatte.

Und ihnen allen schien das Leben auf Erden ruhig, bequem, ungetrübt und leicht zu sein.

In ihren Bewegungen und in ihren Mienen prägte sich solche Gleichgiltigkeit gegen alles fremde Leben aus und eine solche feste Ueberzeugung, daß der Schweizer vor ihnen zur Seite treten und sich vor ihnen verbeugen werde, und daß sie bei der Rückkehr ein sauberes Bett und ein ruhiges Zimmer vorfinden werden, und daß das alles so sein müsse und daß sie auf alles das ein Recht haben — so daß ich ihnen unwillkürlich in Gedanken den fahrenden Sänger gegenüberstellte, welcher ermüdet, vielleicht hungrig, beschämt vor der lachenden Menge davonlief, und daß ich nun begriff, was wie ein schwerer Stein auf meiner Seele lastete, und daß ich unaussprechlichen Zorn gegen diese Leute empfand.

Ich ging zweimal an dem Engländer vorbei, wobei ich mit unaussprechlichem Wonnegefühl beide Mal ihm nicht auswich und mit dem Ellbogen gegen ihn anstieß, und nachdem ich zum Hausflur hinausgetreten war, lief ich in der Dunkelheit in der Richtung nach der Stadt zu, in welcher der kleine Mann verschwunden war.

Nachdem ich Menschen, die zusammen gingen, eingeholt hatte, fragte ich sie, wo der Sänger sei.

Lachend zeigten sie mir ihn unmittelbar vor uns.

Er ging allein, mit raschen Schritten, niemand näherte sich ihm, und er brummte, wie mir schien, beständig etwas ärgerlich in den Bart.

Ich holte ihn ein und schlug ihm vor, mit mir irgendwo ein Glas Wein zu trinken.

Er ging immer noch so rasch wie zuvor und sah sich unwillig nach mir um.

Doch als er sich klar wurde um was es sich handelte, blieb er stehen.

„Ach was, das schlage ich nicht aus, wenn Sie so gut sind," sagte er. „Hier ist ein kleines Kaffeehaus, dorthin können wir gehen."

„Es ist ein ganz einfaches Gasthaus," fügte er hinzu, indem er auf eine noch offene Trinkstube wies.

Seine Worte „ein ganz einfaches" brachten mich unwillkürlich auf den Gedanken, nicht in das einfache Kaffeehaus, sondern in den Schweizerhof zu gehen, dorthin, wo die sich befanden, die ihn angehört hatten.

Trotzdem er wiederholt schüchtern ablehnte, in den Schweizerhof mitzukommen, indem er sagte, dort sei es zu fein, so bestand ich doch auf meinem Vorschlag, und er ging, seine Guitarre schwenkend, mit mir zum Damm zurück, indem er sich stellte, daß er nicht im geringsten befangen sei.

Einige müssig Lustwandelnde hatten sich, sowie ich mich dem Sänger genähert, herangeschlängelt und meine Unterredung mit ihm belauscht, und jetzt folgten sie uns, es gegenseitig besprechend, bis in den Hausflur des Schweizerhofs, wahrscheinlich in der Erwartung noch einer Vorstellung des Tirolers.

Ich bestellte bei einem Kellner, den ich in der Vorhalle traf, eine Flasche Wein.

Der Kellner sah uns lächelnd an und lief an uns vorüber, ohne zu antworten.

Der Oberkellner, an dem ich mich mit derselben Bitte wandte, hörte mich mit ernsthafter Miene an, und nachdem er die schüchterne, kleine Gestalt des Sängers vom Kopf bis zu den Füßen gemustert hatte, befahl er in strengem Ton dem Schweizer, uns in die links gelegene Stube zu führen.

Die Stube zur Linken war die Schenkstube für gemeines Volk.

In einer Ecke dieser Stube wusch eine bucklige Magd Geschirr und die ganze Einrichtung bestand aus hölzernen, ungeglätteten Tischen und Bänken.

Der Kellner, der uns bedienen kam, sprach über etwas

mit der buckligen Scheuermagd, wobei er uns mit spöttischem Lächeln ansah und die Hände in die Taschen steckte.

Er wollte sichtlich uns merken lassen, daß er, obwohl er inbezug auf gesellschaftliche Stellung und Würde unendlich höher stehe als der Sänger, es doch nicht als eine Kränkung, sondern geradezu als eine Unterhaltung ansehe, uns zu bedienen.

„Wünschen Sie gewöhnlichen Wein?“ fragte er, indem er mit verständnisvoller Miene nach meinem Gesellschafter hinblinzelte und das Mundtuch aus einer Hand in die andere warf.

„Sekt, und zwar vom besten!“ sagte ich, indem ich mich bemühte, eine recht stolze und erhabene Miene anzunehmen.

Aber weder der Sekt, noch meine stolze und erhabene Miene brachte eine Wirkung auf den Kellner hervor.

Er lächelte, blieb eine Weile, uns anschauend, stehen, warf gemächlich einen Blick auf seine goldene Uhr und ging ruhigen Schrittes, wie ein Lustwandelnder, zur Thür hinaus.

Er kam bald mit dem Wein und noch zwei Kellnern zurück.

Die beiden setzten sich zu der Scheuermagd und sahen uns mit fröhlicher Aufmerksamkeit und sanftem Lächeln im Gesicht wohlwollend an, so wie Eltern ihre lieben Kinder ansehen, wenn sie artig spielen.

Nur die bucklige Scheuermagd schien nicht spöttisch, sondern teilnahmsvoll uns anzusehen.

Obwohl es mir drückend und unangenehm war, unter dem Kreuzfeuer dieser Kelleraugen mich mit dem Sänger zu unterhalten und ihn zu bewirten, so bemühte ich mich doch, so unbefangen wie möglich mich meiner Aufgabe zu entledigen.

Bei Licht besah ich ihn genauer.

Er war ein kleiner, ebenmäßig gebauter, muskeliger Mann, fast ein Zwerg, mit struppigem Haar, stets thränenden, großen schwarzen Augen, denen d e Wimpern fehlten, und einem ungemein anmutigen, lieblichen kleinen Mund.

Er hatte einen kleinen Backenbart, das Haar war nicht lang, die Kleidung sehr einfach und ärmlich.

Er war unsauber, zerlumpt, abgebrannt, und sah überhaupt wie ein Mensch aus, der mühevoll sein Dasein fristet.

Er glich eher einem armen Hausierer als einem Künstler.

Nur in den stets feuchten, glänzenden Augen und dem lieblichen kleinen Mund lag etwas Eigentümliches und Rührendes.

Seinem Aussehen nach konnte man sein Alter zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahre schätzen.

In Wirklichkeit war er achtunddreißig Jahre alt.

Aus seinem Leben erzählte er mit gutmütiger Bereitwilligkeit und sichtlichem Eifer Folgendes:

Er stammt aus dem Aargau.

Schon als Kind verlor er Vater und Mutter, andere Angehörige hatte er nicht.

Vermögen besaß er nie.

Er erlernte das Tischlerhandwerk, aber vor zweiundzwanzig Jahren bekam er den Knochenfraß in die Hand, der ihn zur Arbeit untauglich machte.

Schon als Kind hatte er Neigung zum Gesang und begann singend herumzuziehen.

Die Fremden gaben ihn bisweilen Geld.

Er schuf sich daraus einen Beruf, kaufte eine Guitarre, und nun wandert er seit achtzehn Jahren in der Schweiz und Italien umher und singt vor den Gasthäusern.

Sein ganzes Gepäck ist die Guitarre und ein Beutel, in dem er augenblicklich nicht mehr als einen Franken hatte, den er heute Abend für Nachtlager und Abendessen ausgeben mußte.

Alljährlich kommt er, nun schon zum achtzehnten Male, nach allen besseren, besuchtesten Orten der Schweiz, nach Zürich, Luzern, Interlaken, Chamounix u. s. w.

Ueber den St. Bernhard geht er nach Italien und kehrt über den St. Gotthard oder Savoyen zurück.

Jetzt falle ihm das Wandern schwer, weil er infolge einer Erkältung fühle, daß ein Schmerz in den Füßen, den er „Gliederzucht“ nennt, von Jahr zu Jahr zunehme und daß seine Augen und seine Stimme schwächer werden.

Trotzdem begiebt er sich jetzt nach Interlaken, Aix les Bains und über den kleinen St. Bernhard nach Italien, das er besonders liebt.

Ueberhaupt scheint er mit seiner Lebensweise sehr zufrieden zu sein.

Als ich ihn fragte, weshalb er nach Hause zurückkehre, ob er dort Angehörige oder ein Haus und Feld habe, da verzog sich sein kleiner Mund wie beim Einsammeln von Gaben zu einem Lächeln und er erwiderte nur: „Qui, le sucre est bon, il est doux pour les enfants!“ und winkte den Kellnern mit den Augen zu.

Ich verstand nicht, was er meinte, aber die Kellner begannen zu lachen.

„Wie zög' ich sonst umher,“ erklärte er mir: ich komme nach Hause, weil es einen doch immer nach der Heimat zieht.“

Und nochmals wiederholte er mit schlauem Lächeln: „Qui, le sucre est bon,“ und lachte gutmütig.

Die Kellner waren sehr befriedigt und kicherten, nur die bucklige Scheuerfrau sah mit ihren großen, guten Augen den Mann ernst an und hob ihm die Mütze auf, die er während des Gesprächs von der Bank heruntergeworfen hatte.

Ich hatte bemerkt, daß wandernde Sänger, Seiltänzer, auch Taschenspieler, sich gern Künstler nennen, und darum spielte ich im Gespräch mit meinem Gesellschafter darauf an, daß er ein Künstler sei, aber er nahm diese Bezeichnung durchaus nicht für sich in Anspruch und betrachtet seine Thätigkeit einfach nur als ein Mittel zum Leben.

Als ich ihn fragte, ob er nicht selbst die Lieder verfasse, die er singe, staunte er über eine so sonderbare Frage und erwiderte, daß das alles alte Tiroler Lieder seien.

„Aber das Lied vom Rigi ist, scheint mir, nicht alt?“ sagte ich.

„Ja, dieses ist vor fünfzehn Jahren verfaßt worden. Es war ein Deutscher in Basel, ein sehr gebildeter Mann, der hat es verfaßt. Es ist ein sehr vortreffliches Lied! Er hat es, sehen Sie, für die Reisenden verfaßt.“

Und er begann mir die Worte des Liedes vom Rigi, das ihm sehr gefiel, herzusagen, indem er sie ins französische übersetzte:

„Wenn Du willst gehen auf den Rigi — brauchst Du bis Weggis keine Schuh' (weil man auf dem Dampfboot fährt) — von Weggis an nimm aber einen großen Stab — und nimm auch ein Mädchen unter den Arm — und trinke vorher ein Gläschen Wein. — Trink nur nicht zu

viel davon — denn wer Wein will trinken — muß ihn zuvor verdienen . . ."

„O, es ist ein vortreffliches Lied!" schloß er.

Die Kellner fanden wahrscheinlich, daß dieses Lied sehr gut sei, denn sie näherten sich uns.

„Nun, und wer hat es in Töne gesetzt?" fragte ich.

„Ach niemand . . . wissen Sie, wenn man vor den Fremden singen will, braucht man etwas neues."

Als man uns Eis brachte und ich meinem Gesellschafter ein Glas Sekt eingoß, wurde ihm sichtlich unbehaglich und er rückte, sich nach den Kellnern umsehend, auf seiner Bank hin und her.

Wir stießen auf das Wohl der Künstler an.

Er trank das Glas zur Hälfte aus und fand es für nötig, eine nachdenkliche Miene anzunehmen und die Augenbrauen emporzuziehen.

„Schon lange habe ich keinen Wein getrunken, je ne vous dis que ça. In Italien ist der vino d'Asti gut, aber dieser ist noch besser."

„Ach, Italien! Dort lebt sich's gut!" fügte er hinzu.

„Ja, dort weiß man die Tonkunst und den Künstler zu schätzen," sagte ich, in der Absicht, das Gespräch auf seinen Mißerfolg am Abend vor dem Schweizerhof zu lenken.

„Nein," erwiderte er, „durch Spielen allein kann ich dort niemandem Vergnügen bereiten. Die Italiener sind selbst Tonkünstler, wie es keine besseren in der Welt giebt . . . ich verlege mich bloß auf die Tiroler Lieder. Das ist für sie immerhin etwas neues."

„Und sind die Leute dort freigebig?" fuhr ich fort, da ich ihn zu veranlassen wünschte, meinen Zorn gegen die Bewohner des Schweizerhofes zu teilen. „Dort kommt es nicht vor, wie hier, daß in einem riesigen Gasthof, in dem nur reiche Leute leben, hundert Menschen einen Künstler anhören und ihm nichts geben."

Meine Frage hatte durchaus nicht die von mir erwartete Wirkung.

Er dachte gar nicht daran, über sie ungehalten zu sein.

Im Gegenteil, in meiner Bemerkung sah er einen Vorwurf, der seiner Begabung gemacht wurde, weil sie

keine Belohnung erlangt hatte, und war bemüht, sich vor mir zu rechtfertigen.

„Man erhält nicht jedesmal viel,“ sagte er. „Bisweilen läßt einen auch die Stimme im Stich, man wird müde . . . ich bin ja heute neun Stunden gewandert und habe fast den ganzen Tag gesungen. Und die vornehmen Herren wollen bisweilen auch keine Tiroler Lieder hören.“

„Und dabei dem Sänger auch nichts geben?“ wiederholte ich.

Er begriff meine Bemerkung nicht.

„Darum handelt es sich nicht,“ sagte er, „aber hier ist die Hauptsache: on est très-serré par la police . . . das ist es! Hier gestatten sie Ihnen nach diesen freistaatlichen Gesetzen das Singen nicht, in Italien aber können Sie singen gehen so viel Sie wollen, niemand sagt Ihnen ein Wort. Wenn man es Ihnen hier bewilligen will, so bewilligt man es, und wenn man nicht will, sperrt man Sie ein.“

„Wie? ist's möglich?“

„Ja. Wenn Sie einmal aufgeschrieben worden sind und singen noch weiter, so kann man Sie ins Gefängnis setzen. Ich bin schon drei Monate gesessen,“ sagte er lächelnd, als ob das eine seiner angenehmsten Erinnerungen wäre.

„Ach, das ist entsetzlich!“ sagte ich. „Wofür denn?“

„Das ist so bei ihnen nach den neuen Gesetzen des Freistaates,“ fuhr er, lebhafter werdend, fort. „Sie wollen nicht einsehen, daß auch der arme Mensch irgendwie leben muß. Wäre ich kein Krüppel, so würde ich arbeiten. Und füge ich vielleicht jemandem dadurch, daß ich singe, einen Schaden zu? Die Reichen können leben wie sie wollen, und un pauvre diable wie ich kann nicht einmal seinen Lebensunterhalt verdienen. Was für Gesetze sind das in dem Freistaat! Wenn es sich so verhält, da wollen wir keinen Freistaat . . . ist es nicht so, gnädiger Herr? Wir wollen keinen Freistaat, sondern wir wollen einfach . . . wir wollen . . .“

Er stockte.

„. . . wir wollen natürliche Gesetze.“

Ich goß ihm noch Wein ins Glas.

„Sie trinken nicht,“ sagte ich.

Er nahm das Glas in die Hand und verneigte sich gegen mich.

„Ich weiß, was Sie wollen," sagte er, indem er die Augen zukniff und mir mit dem Finger drohte. „Sie wollen mich betrunken machen, wollen sehen, was dann aus mir wird . . . aber nein, das wird Ihnen nicht gelingen."

„Weshalb sollte ich Sie betrunken machen?" sagte ich. „Ich wollte Ihnen bloß ein Vergnügen bereiten."

Es war ihm wahrscheinlich leid, daß er mich gekränkt hatte, indem er meine Absicht schlecht deutete.

Er wurde unruhig, stand auf und faßte mich beim Ellbogen.

„Nein, Nein," sagte er, indem er mich mit seinen feuchten Augen flehend ansah, „ich meine es nur so im Scherz."

Und dann brachte er eine entsetzlich verwirrte, gekünstelte Redensart vor, welche ausdrücken sollte, daß ich trotz alledem ein guter Kerl sei. „Je ne vous dis que ça!" schloß er.

So fuhr ich fort, mit dem Sänger zu trinken und zu plaudern, und die Kellner fuhren fort, uns ungescheut zu betrachten und, wie es schien, sich über uns lustig zu machen.

Trotzdem das Gespräch mich fesselte, konnte mir das doch nicht entgehen, und ich gestehe, daß mein Aerger immer größer wurde.

Einer von ihnen stand auf, kam zu dem kleinen Mann heran, und indem er ihm auf den Kopf sah, begann er zu lächeln.

In mir hatte sich so viel Zorn gegen die Bewohner des Schweizerhofes angesammelt, den ich noch an niemandem hatte auslassen können, und ich gestehe es, diese zuschauenden Kellner reizen mich jetzt.

Der Thürsteher trat in das Zimmer, ohne die Mütze abzunehmen, und setzte sich neben mich, die Arme auf den Tisch gelegt.

Dieser letztere Umstand, der meine Eigenliebe und Eitelkeit empfindlich kränkte, brachte mich ganz und gar auf, und den mich erstickenden Zorn, der sich den ganzen Abend in mir angesammelt hatte, zum Durchbruch.

Weshalb verneigt er sich, wenn ich allein bin, ehrerbietig im Hausflur vor mir, und jetzt, weil ich mit einem fahrenden Sänger beisammen sitze, setzt er sich flegelhaft neben mich?

Es bemächtigte sich meiner der aufwallende zornige

Unwille, den ich liebe, den ich sogar noch mehr errege, wenn ich merke, daß er sich meiner bemächtigt, weil er beruhigend auf mich einwirkt, und mir, wenn auch nur auf kurze Zeit, eine gewisse ungewöhnliche Gewandtheit, Kraftfülle und Stärke zu allen körperlichen und geistigen Fähigkeiten verleiht.

Ich sprang auf.

„Worüber lachen Sie?" rief ich dem Kellner zu, indem ich fühlte, wie meine Wangen bleich wurden und meine Lippen unwillkürlich zuckten.

„Ich lache nicht," erwiderte der Bediente und entfernte sich von mir.

„Nein, Sie lachen über diesen Herrn! Und mit welchem Recht halten Sie sich hier auf und sitzen hier, während Gäste da sind? Unterstehen Sie sich nicht, hier zu sitzen!"

Der Thürsteher stand auf, indem er etwas vor sich hin brummte, und wandte sich der Thür zu.

„Mit welchem Recht können Sie über diesen Herrn lachen und sich neben ihn setzen während er ein Gast ist und Sie ein Bedienter? Warum haben Sie vorhin beim Mittagessen nicht über mich gelacht und sich neben mich gesetzt? Darum, weil er ärmlich gekleidet ist und auf der Straße singt? Darum? Und ich habe einen guten Rock . . . Er ist arm, aber er ist tausendmal besser als Sie, davon bin ich überzeugt, weil er niemanden gekränkt hat, während Sie ihn beleidigt haben."

„Ich habe ihm ja nichts gethan. Was wollen Sie denn?" erwiderte schüchtern mein Feind, der Kellner. „Hindere ich ihn vielleicht da zu sitzen?"

Der Kellner verstand mich nicht und meine deutsche Rede war nutzlos gesprochen.

Der grobe Thürsteher wollte den Kellner in Schutz nehmen, aber ich fiel mit solchem Ungestüm über ihn her, daß er sich stellte als verstehe auch er mich nicht, und eine entsprechende Geberde machte.

Die bucklige Scheuerfrau, welche meine Erregung bemerkte und einen ärgerlichen Auftritt befürchtete oder vielleicht auch meine Meinung teilte, trat auf meine Seite, und bemüht, zwischen mir und dem Thürsteher zu vermitteln, redete sie ihm zu, zu schweigen, indem sie sagte,

daß ich im Recht sei, und bat, mich zu beruhigen.

„Der Herr hat Recht: Sie haben Recht," wiederholte sie.

Der Sänger machte ein überaus klägliches, erschrecktes Gesicht, und offenbar nicht begreifend, weshalb ich in Zorn geraten sei und was ich wolle, bat er mich, so schnell als möglich fortzugehen.

Doch in mir wurde die boshafte Redseligkeit immer mehr rege.

Ich sah alles vor mir, was vorgefallen war: auch die Menschenmenge die ihn verlachte, und die Zuhörer, die ihm nichts gaben, und um keinen Preis der Welt wollte ich mich beruhigen.

Ich denke, daß ich mich mit den Kellnern und dem Thürsteher, wenn sie nicht so unterwürfig waren, mit Vergnügen gerauft und irgend ein wehrloses englisches Fräulein mit einem Stock auf den Kopf geschlagen hätte.

Wäre ich in diesem Augenblick in Sewastopol gewesen, so hätte ich mich mit Vergnügen in die englischen Laufgräben gestürzt, um dort alles niederzustechen und niederzuhauen.

„Und warum haben Sie mich mit diesem Herrn in dieses Zimmer und nicht in jenes geführt? He?" fragte ich den Thürsteher, indem ich ihn am Arm ergriff, damit er nicht fortgehe. „Mit welchem Recht konnten sie nach dem äußern Aussehen entscheiden, daß dieser Herr sich in diesem und nicht in jenem Zimmer aufzuhalten habe? Sind etwa in den Gasthäusern nicht alle gleich, die zahlen? Nicht bloß in einem Freistaat, sondern in der ganzen Welt? Euer schäbiger Freistaat! . . . Das ist mir eine schöne Gleichheit! Engländer dürften sie nicht in dieses Zimmer führen, dieselben Engländer, die den Gesang dieses Herrn umsonst angehört, das heißt ihm jeder einige Centimes gestohlen haben, die sie verpflichtet waren, ihm zu geben. Wie konnten Sie es wagen, mich in dieses Zimmer zu weisen?"

„Jener Saal ist geschlossen," erwiderte der Thürsteher.

„Nein!" schrie ich. „Das ist nicht wahr, der Saal ist nicht geschlossen."

„So wissen Sie es besser."

Der Thürsteher wandte mir den Rücken.

„Eh! Was ist da zu reden!" brummte er.

„Nein," schrie ich, „nicht ‚was ist da zu reden' ... sondern führen Sie mich augenblicklich in den Saal!"

Ohne die Ermahnungen der Buckligen und die Bitten des Sängers, lieber nach Hause zu gehen, zu beachten, verlangte ich nach dem Oberkellner uud ging zugleich mit meinem Gesellschafter in den Saal.

Als der Oberkellner meine zornige Stimme hörte und mein erregtes Gesicht sah, vermied er jeden Streit und sagte mit geringschätzender Höflichkeit, das ich gehen könne, wohin ich wolle.

Ich vermochte dem Thürsteher seine Lüge nicht nachzuweisen, weil er verschwunden war, bevor ich noch den Saal betrat.

Der Saal war in der That geöffnet, erleuchtet, und an einem der Tische saß ein Engländer mit einer Frau beim Abendessen.

Trotzdem man uns nach einem besondern Tisch wies, setzte ich mich mit dem schmutzigen Sänger an den Tisch, an dem der Engländer saß, und befahl, die nicht ausgetrunkene Flasche herzubringen.

Die Engländer blickten anfangs erstaunt, dann ärgerlich den kleinen Mann an, der mehr tot als lebendig neben mir saß.

Sie sprachen etwas miteinander, sie stieß den Teller fort, rauschte mit ihrem Seidenkleid, und beide verschwanden.

Ich sah durch die Glasthür, wie der Engländer etwas dem Kellner sagte, wobei er unaufhörlich mit der Hand auf uns wies.

Der Kellner steckte den Kopf durch die Thürspalte und sah herein.

Ich erwartete mit Vergnügen daß man kommen und uns hinausführen und ich endlich imstande sein werde, all meinen Unwillen an ihnen auszulassen, aber zum Glück (obwohl es mir damals unangenehm war) ließ man uns in Ruhe.

Der Sänger, der vorher den Wein abgelehnt hatte, trank nun hastig alles aus, was in der Flasche übrig geblieben, um nur so schnell als möglich von hier fortzukommen.

Uebrigens dankte er mir, wie es mir schien, herzlich für meine Bewirtung.

Seine weinerlichen Augen wurden noch weinerlicher

und er drückte mir seine Dankbarkeit in einer sehr sonderbaren, verworrenen Redensart aus.

Immerhin war diese Redensart — durch die er ausdrückte, daß er sich wohl befinden würde, wenn alle Leute die Künstler so schätzten wie ich, und daß er mir alles Glück wünsche — mir sehr angenehm.

Wir gingen zusammen in den Vorsaal hinaus.

Dort standen Kellner und mein Feind, der Thürsteher, der sich, wie mir schien, ihnen gegenüber über mich beklagte.

Sie schienen mich alle wie einen Verrückten anzusehen.

Ich hielt den kleinen Mann vor all diesen Leuten an, nahm dann mit der größten Hochachtung, deren ich nur fähig war, den Hut ab und drückte ihm die Hand mit dem vom Knochenfraß ausgetrockneten Finger.

Die Kellner stellten sich, als widmeten sie mir nicht die mindeste Beachtung.

Nur einer lachte gezwungen.

Als der Sänger unter Verbeugungen im Dunkel verschwunden war, ging ich in mein Zimmer hinauf, mit dem Wunsche, alle diese Eindrücke und den dummen, kindischen Zorn, der mich erfaßt hatte, im Schlafe zu vergessen.

Da ich mich aber zu erregt fühlte, um schlafen zu können, ging ich wieder auf die Straße, um so lange umher zu gehen, bis ich mich beruhigte, und außerdem — ich gestehe es — in der traurigen Hoffnung, daß sich Gelegenheit finden werde, mit dem Thürsteher, mit einem Kellner oder Engländer an einander zu geraten und ihnen all ihre Grausamkeit und hauptsächlich ihre Ungerechtigkeit nachzuweisen — aber außer dem Thürsteher, der als er mich erblickte, mir den Rücken zuwandte, begegnete ich niemand und begann mutterseelenallein auf dem Damm auf und ab zu wandeln.

„Das ist also das seltsame Los der Dichtkunst!“ überlegte ich, nachdem ich ein wenig ruhiger geworden war. „Alle lieben, alle suchen sie, sie allein begehrt und sucht man im Leben, und niemand erkennt ihre Macht an, niemand schätzt dieses beste irdische Gut, und dankt denen nicht, die es den Menschen darbieten! Fragt wen ihr wollt, alle diese Bewohner des Schweizerhofs: was das beste Gut der Welt sei? . . . und alle oder neunundneunzig von

hundert werden mit einem gezwungenen Lächeln im Gesicht euch sagen, daß das beste Gut der Welt — das Geld sei.

Vielleicht gefällt Ihnen dieser Gedanke nicht und läßt sich mit Ihren überspannten Gedanken nicht in Einklang bringen, wird man erwidern, aber was läßt sich da thun, wenn einmal das menschliche Leben so eingerichtet ist, daß das Glück des Menschen nur auf dem Gelde beruht? . . .

Ich konnte, fügt man hinzu, meinen Verstand nicht hindern, die Welt zu sehen, wie sie ist, das heißt, die Wahrheit zu sehen . . .

Jämmerlich ist Dein Verstand, jämmerlich das Glück, nach dem Du strebst, und Du bist ein unglückliches Geschöpf, das selbst nicht weiß, was es braucht . . .

Warum habt ihr alle euer Vaterland, euere Verwandten, euere Beschäftigungen und Geldgeschäfte verlassen und euch in dem kleinen Schweizer-Städtchen Luzern zusammengeschaart?

Warum seid ihr heute Abend alle auf die Balkone herausgekommen und habt in achtungsvollem Schweigen das Lied des kleinen Bettlers angehört?

Und 'wenn er nochmals singen wollte, würdet ihr wieder schweigen und lauschen.

Wie?

Wäre es möglich, euch durch Geld, selbst durch Millionen, aus der Heimat zu vertreiben und euch in dem Winkelchen Luzern zu vereinigen?

Wäre es möglich, euch alle durch Geld auf den Balkonen zu versammeln und euch zu veranlassen, eine halbe Stunde schweigend und unbeweglich zu stehen?

Nein!

So zu handeln veranlaßt euch nur eins, und dieses wird ewig stärker auf euch einwirken als alle anderen Triebfedern im Leben: das Verlangen nach etwas Dichterischem, das ihr nicht anerkennet, das ihr aber empfindet und ewig empfinden werdet, so lange noch eine Spur menschlichen Gefühls in euch vorhanden sein wird.

Das Wort „Dichterisch" erscheint Euch lächerlich, ihr gebraucht es als eine Art spöttischen Vorwurfs, ihr gestattet die Liebe zum Dichterischen vielleicht noch den

Kindern und dummen Mädchen und lachet über sie; ihr selbst aber brauchet etwas Bestimmtes.

Ja, die Kinder haben eine gesunde Lebensanschauung, sie lieben und wissen, was der Mensch lieben muß und was Glück gewährt, euch aber hat das Leben so verwirrt gemacht und verdorben, daß ihr verlachet, was ihr allein liebet, und bloß nach dem strebet, was ihr hasset und was euer Unglück ist.

Ihr seid so verwirrt geworden, daß ihr die Verpflichtung nicht begreifet, die ihr gegen den armen Tiroler habt, der euch einen reinen Genuß bereitet, und gleichzeitig haltet ihr euch verpflichtet, unnützerweise, ohne daß es euch einen Vorteil oder Vergnügen gewährt, euch vor einem Lord zu erniedrigen und ihm eure Ruhe und Bequemlichkeit zu opfern.

Welch eine Ungereimtheit, welch ein unerklärlicher Unsinn! . . .

Doch das war es nicht, was mich heute Abend so sehr überraschte.

Diese Unkenntnis dessen, was Glück gewährt, dieses Nichterkennen der dichterischen Genüsse begreife ich fast oder habe mich vielmehr daran gewöhnt, da ich ihnen im Leben oft begegnete.

Die rohe, undankbare Grausamkeit der Menge war mir auch nichts Neues.

Was immer die Verteidiger des gesunden Volksverstandes sagen mögen, die große Menge ist nur eine Vereinigung vielleicht guter, aber von der tierischen, abscheulichen Seite Berührungspunkte findender Menschen, und in ihr gelangt nur die Schwäche und Grausamkeit der menschlichen Natur zum Ausdruck.

Doch wie konntet ihr Söhne eines freien, menschlichen Volkes, ihr Christen, kurzweg ihr Menschen, auf den reinen Genuß, den euch ein unglücklicher, bettelnder Mensch bereitet, mit kaltem Hohn antworten?

Doch nein, in euerem Vaterlande giebt es ja Obdachhäuser für die Armen.

Es giebt keine Bettler, es darf keine geben, und so braucht auch das Gefühl des Mitleids nicht vorhanden zu sein, auf dem das Bettlertum beruht . . .

Aber er hatte sich abgemüht, er hatte euch Freude bereitet, er flehte euch an, ihm für seine Mühe, von der ihr Nutzen gezogen, irgend etwas von eurem Ueberfluß zu geben.

Und ihr blicktet mit kaltem Lächeln von euren hohen, glänzenden Palästen wie auf ein Wundertier auf ihn herab, und unter euch hundert glücklichen, reichen Menschen fand sich nicht ein Mann, nicht eine Frau, die ihm etwas zuwarf!

Beschämt ging er fort von euch, und die gedankenlose Menge verfolgte ihn lachend und beschimpfte nicht euch, sondern ihn dafür, daß ihr kalt, grausam und ehrlos seid.

Dafür, daß ihr ihm einen Genuß gestohlen, den er euch bereitet, dafür beschimpftet ihr ihn!

„Am 7. Juli 1857 sang in Luzern vor dem Gasthof „Schweizerhof,“ in dem nur die reichsten Leute absteigen, ein fahrender Sänger eine halbe Stunde lang Lieder und spielte auf der Guitarre.

An hundert Menschen hörten ihm zu.

Der Sänger bat sie dreimal um irgend eine Gabe.

Nicht ein einziger Mensch gab ihm etwas und alle verlachten ihn.“

Das ist nicht erdichtet sondern eine wirkliche Thatsache, nach der sich jeder, der Lust dazu hat, bei den ständigen Bewohnern des Schweizerhofes erkundigen kann, indem er sich aus den Zeitungen Kenntnis davon verschafft, wer die Fremden waren, die am 7. Juli im „Schweizerhof“ wohnten.

Das ist ein Vorfall den die Geschichtsschreiber unserer Zeit mit feurigen, unauslöschbaren Buchstaben niederschreiben müßten.

Dieser Vorfall ist bedeutender, ernster und hat einen Sinn als alle die Begebenheiten, welche in den Zeitungen und in den Geschichtswerken niedergeschrieben werden.

Daß die Engländer tausend Chinesen erschlagen haben, weil die Chinesen nicht gegen Geld einkaufen und ihr Land alle klingende Münze verschlingt — daß die Franzosen in Afrika tausend Kabylen umgebracht, weil das Getreide in Afrika gut gedeiht und beständiger Krieg für die Ausbildung der Mannschaften nützlich ist — daß der türkische Gesandte in Neapel kein Jude sein darf, und daß Kaiser Napoleon in Plombières zu Fuße geht und

durch die Zeitungen sein Volk versichert, er herrsche bloß von Volkes Gnaden — alles das sind nur Worte, die längst bekanntes verhüllen oder mitteilen.

Doch der Vorfall, der sich am 7. Juli in Luzern ereignet, erscheint mir vollständig neu, seltsam, und bezieht sich nicht auf die ewig rauhen Seiten der Menschennatur, sondern auf einen bekannten Abschnitt in der Entwickelung des Menschengeschlechtes.

Das ist eine Thatsache nicht für die Geschichte der menschlichen Thaten, sondern für die Geschichte des Fortschritts und der Gesittung.

Warum ist diese unmenschliche Thatsache, die in jedem deutschen, französischen oder italienischen Dorfe unmöglich, hier möglich, wo Gesittung, Freiheit und Gleichheit auf die höchste Spitze getrieben sind, wo sich die gesittesten Menschen der gesittetsten Völker auf der Reise zusammenfinden.

Warum haben diese gebildeten, menschenfreundlichen Menschen, die im allgemeinen einer jeglichen menschenfreundlichen That fähig sind, kein menschliches, herzliches Gefühl für eine eigene gute That?

Warum finden diese Menschen, die in ihren Prachtgebäuden, ihren öffentlichen Versammlungen und Gesellschaften sich mit Feuereifer um die Lage der unverheirateten Chinesen in Indien und die Bildung in Afrika, um die Gründung von Gesellschaften zur Besserung der ganzen Menschheit kümmern, warum finden sie in ihrer Seele nicht die einfache, ursprüngliche Empfindung der Nächstenliebe?

Giebt es vielleicht eine solche Empfindung nicht mehr und haben ihre Stelle Ruhmbegierde, Ehrgeiz und Habgier eingenommen, welche die Triebfeder dieser Leute in ihren Prachtgebäuden, öffentlichen Versammlungen und Gesellschaften bilden?

Vernichtet vielleicht die Verbreitung der klugen selbstsüchtigen Menschenverbindung, die wir Gesittung nennen, das Bedürfnis nach einer einem Naturtrieb entspringenden Vereinigung der Liebe nnd widerspricht sie derselben?

Und ist das etwa jene Freiheit, für die so viel unschuldiges Blut vergossen und so viele Verbrechen begangen wurden?

Könnten etwa Völker, gleich Kindern, glücklich sein durch den bloßen Klang des Wortes Freiheit?

Gleichheit vor dem Gesetz?

Verläuft etwa das ganze menschliche Leben in den Kreisen des Gesetzes?

Nur der tausendste Teil desselben untersteht dem Gesetz, der übrige Teil verläuft außerhalb desselben in dem Kreise der Sitten und Anschauungen der Gesellschaft.

Und in der Gesellschaft ist der Kellner besser gekleidet als der Sänger und beleidigt diesen ungestraft.

Ich bin besser gekleidet als der Kellner und beleidige ungestraft den Kellner.

Der Thürsteher betrachtet mich als höher stehend, den Sänger als niedriger stehend als er selbst.

Als ich mich dem Sänger anschloß, sah er uns als Gleichgestellte an und wurde grob.

Ich wurde grob gegen den Thürsteher und der Thürsteher sah ein, daß er unter mir stehe.

Der Kellner wurde unverschämt gegen den Sänger und der Sänger erkennt sich als niedriger stehend denn er.

Und ist das vielleicht ein freies Land — was man wirklich frei nennt — in dem sich ein Bürger befindet, den man ins Gefängnis sperrt, weil er, ohne jemandem einen Schaden zuzufügen, ohne jemandem im Wege zu stehen, bloß thut was er kann, um nicht Hungers zu sterben?

Es ist ein unglückliches Geschöpf, der Mensch mit seinem Verlangen nach einer bestimmten Lösung, hineingeschleudert in dieses ewig bewegte und endlose Meer von Gut und Böse, von Einbildungen und Widersprüchen!

Seit Jahrhunderten mühen und plagen sich die Menschen ab, um nach einer Seite das Gute, nach der andern das Böse abzusondern.

Jahrhunderte vergehen, und was immer der von Voreingenommenheit freie Verstand auf die Wagschalen des Guten und Bösen hinzu legen mag, die Wagschalen schwanken nicht, und es ist auf der einen Seite des Guten ebensoviel wie auf der andern Seite des Bösen.

Wenn doch der Mensch lernen wollte, nicht schnell und absprechend zu urteilen und Fragen zu beantworten, die bloß deshalb an ihn gestellt sind, um ewig Fragen zu bleiben!

Wenn er doch einsehen wollte, daß jeder Gedanke sowohl falsch als richtig ist — falsch wegen seiner Ein-

seitigkeit, wegen der Unmöglichkeit, daß der Mensch die ganze Wahrheit erfasse, und richtig als Ausdruck einer Seite der menschlichen Bestrebungen.

Die Menschen haben sich Unterabteilungen geschaffen in diesem ewig bewegten, unendlichen, ins Unendliche sich verändernden Wirrwarr von Gutem und Bösem, haben in ihrer Einbildung auf diesem Meer Linien gezogen, und erwarten nun, daß das Meer sich dem entsprechend teilen werde.

Als ob es nicht, von einem andern Gesichtspunkte aus, in einer andern Fläche, Millionen anderer Unterabteilungen gäbe!

Allerdings treten diese neuen Unterabteilungen erst nach Jahrhunderten zu Tage, aber es sind auch schon Millionen Jahrhunderte vergangen und eben so viele werden noch vergehen.

Die Gesittung ist etwas Gutes, die rohe Wildheit etwas Böses.

Die Freiheit ist etwas Gutes, die Knechtschaft etwas Böses.

Dieses eingebildete Wissen vernichtet das von der Natur uns eingepflanzte, beseeligende, ursprüngliche Verlangen nach dem Guten im Wesen des Menschen.

Und wer erklärt mir, was Freiheit ist, was Gewaltherrschaft ist, was Gesittung, was wild und roh ist?

Und wo sind die Grenzen des einen und des andern?

Und in wessen Seele ist das Maß des Guten und Bösen so unerschütterlich, daß er die flüchtigen, verwickelten Thatsachen messen könnte?

Wessen Verstand ist so groß, daß er auch nur in der unbeweglichen Vergangenheit die Thatsachen zu umfassen und abzuwägen vermöchte?

Und wer hat einen Zustand gesehen, in welchem Gutes und Böses nicht gleichzeitig vorhanden war?

Und woher weiß ich, daß ich von dem einen mehr sehe als von dem andern?

Nicht darum, weil ich auf einer falschen Stelle stehe?

Und wer ist im stande, sich geistig so vollkommen auf einen Augenblick vom Leben loszulösen, daß er auf dasselbe unbeeinflußt von oben herabsieht?

Wir haben nur einen, nur einen einzigen unfehlbaren Führer, den des Alls, der uns alle zusammen und jeden einzeln durchdringt und in jeden das Streben nach dem legt, was er erstreben soll.

Derselbe Geist, nach dessen Gebot der Baum der Sonne entgegenwächst, die Blume im Herbst Samen ausstreut, und der in unserem Innern uns antreibt, unbewußt uns einer an den andern eng anzuschließen.

Und diese eine unfehlbare, selige Stimme übertönt in uns die geräuschvolle, hastige Entwickelung der Gesittung.

Wer ist mehr Mensch und wer ist mehr Barbar: der Lord, der, als er den abgetragenen Anzug des Sängers erblickte, zornig vom Tische fortlief, ihm für seine Bemühungen nicht den millionsten Teil seines Vermögens gab und jetzt, gesättigt, im hellen ruhigen Zimmer sitzend, gelassen von den Vorgängen in China spricht und die dort vorgekommenen Niedermetzelungen gerechtfertigt findet — oder der kleine Sänger, der, auf die Gefahr hin, ins Gefängnis gesteckt zu werden, seit zwanzig Jahren mit einem Frank in der Tasche, ohne jemandem etwas Böses zuzufügen, über Berg und Thal wandert und die Menschen durch seinen Gesang erfreut . . . den man heute beschimpft, fast hinausgeworfen hat, und der müde, hungrig, beschämt irgend wohin auf faulendem Stroh schlafen ging?

. . . .

. . . .

. . . .

In diesem Augenblick vernahm ich von der Stadt her in der Stille der Nacht aus weiter, weiter Ferne die Guitarre des kleinen Mannes und seine Stimme.

Nein, sprach ich unwillkürlich zu mir selbst, Du hast kein Recht, ihn zu bedauern und über den Wohlstand des reichen Lords ungehalten zu sein.

Wer hat die innere Glückseligkeit abgewogen, die in der Seele eines jeden dieser Leute ruht?

Da sitzt der Sänger jetzt irgendwo auf einer schmutzigen Schwelle, blickt zu dem funkelnden Sternenhimmel empor und singt inmitten der stillen, von Wohlgerüchen erfüllten Nacht.

In seiner Seele ist weder ein Vorwurf, noch Groll, noch Reue vorhanden.

Und wer weiß, was jetzt in der Seele all jener Leute vorgeht, hinter diesen prächtigen, hohen Wänden?

Wer weiß, ob sie alle so viel sorgenlose, ruhige Lebensfreude und Uebereinstimmung mit der Welt empfinden, als in der Seele dieses kleinen Mannes vorhanden ist?

Unendlich ist die Güte und Allweisheit Jenes, der allen diesen Widersprüchen zu bestehen gestattet und geboten hat.

Nur Dir, nichtigem Wurm, der Du in sündhafter Vermessenheit Seine Gesetze, Seine Ratschlüsse zu ergründen suchst, nur Dir erscheinen Sie als Widersprüche.

Er blickt mild aus seiner lichten, unermeßlichen Höhe herab und freut sich des unendlichen Einklangs, in dem ihr euch alle widerspruchsvoll in Ewigkeit bewegt.

In Deinem Stolze dachtest Du, Dich von den Gesetzen der Allgemeinheit loszureißen.

Nein, auch Du mit Deinem kleinlichen, dummen Unwillen gegen die Kellner, auch Du hast den übereinstimmenden Anforderungen des Ewigen und Unendlichen entsprochen . . .

Die Dekabristen.

Vorwort des Uebersetzers.

Mit einem Roman „Die Dekabristen" beschäftigte sich Tolstoi, bevor er noch den Entwurf zu „Krieg und Frieden" ausgearbeitet hatte. Er wollte einen Roman schreiben, dessen Helden die Dekabristen sein sollten, die Teilnehmer an dem der Freimaurerei nachgebildeten Bund geheimer Gesellschaften, welcher in der letzten Regierungszeit Alexander I. sich über das ganze Reich ausbreitete, anfangs zwar nur Aenderungen auf gesetzlichem Wege und die Beseitigung vieler Mißbräuche anstrebte, bald aber auf den gewaltigen Umsturz alles Bisherigen ausging und dann nach Alexanders I. Tode die durch des Großfürsten Konstantin Verzichtleistung auf die Thronfolge entstandene augenblickliche Unklarheit und Unsicherheit der Lage zu dem mißglückten Aufstand des 26. Dezembers 1825 benutzte.

Die Beschäftigung mit dieser unruhigen Zeit leitete jedoch Tolstoi unwillkürlich zu der Zeit hinüber, die derselben voranging und in der die Ursachen der Erscheinungen zu suchen waren, die er beschreiben wollte. So vertiefte er sich immer mehr in die Zeit der napoleonischen Kriege, und statt des Romans „Die Dekabristen" enstand sein berühmtes Meisterwerk „Krieg und Frieden."

Von den „Dekabristen" hatte Tolstoi drei Abschnitte vollendet, als er die Arbeit aufgab, aber die Spuren seiner Beschäftigung mit diesem Stoffe sind deutlich am Schlusse des Romans „Krieg und Frieden" zu erkennen, wo bereits die Vorboten der Bewegung, die am 26. Dezember 1825 zum Ausbruch gelangte, sich bemerkbar machen.

Die „Dekabristen" blieben nun längere Zeit liegen, bis Tolstoi eine völlige Umarbeitung begann. Es entstanden zwei neue Einleitungen, aber bald wandte sich Tolstoi abermals anderen Arbeiten zu und der Roman blieb unvollendet.

Obwohl nur ein Bruchstück, dürfte aber dieser Roman doch vielen willkommen sein, die den Dichter durch seine „Anna Karenina" und „Krieg und Frieden" lieb gewonnen haben. In der für deutsche Leser zu breiten Einleitung sind Kürzungen vorgenommen; der Rest ist wortgetreu, ohne Streichung übersetzt.

I.

Es war vor kurzem, unter der Regierung Alexander II., in unserer Zeit der Gesittung, der „Fragen", der Wiedergeburt Rußlands u. s. w. — in den Tagen, als das siegreiche russische Heer von Sewastopol zurückkam, das dem Feinde übergeben worden, als ganz Rußland die Vernichtung der Flotte des Schwarzen Meeres feierte, und das weiße Moskau die Reste der Bemannung dieser Flotte begrüßte und wegen dieses glücklichen Ereignisses beglückwünschte, ihnen ein Glas guten russischen Branntweins und nach guter russischer Sitte Brot und Salz darbrachte und sich vor ihnen verneigte — es war in den Tagen, als Rußland seine vereitelten Träume von einem Tedeum in der Sophienkirche beweinte — in den Tagen, als überall, auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit in Rußland große Männer wie Pilze emporschossen: Heerführer, Verwaltungsgrößen, Volkswirtschaftslehrer, Schriftsteller, Redner und kurzweg große Männer, ohne besonderen Beruf und ohne besonderes Ziel — als Zeitungen unter den verschiedensten Zeichen zu erscheinen begannen, als plötzlich so viele Zeitungen auftauchten, daß alle zu Zeitungs-Aufschriften brauchbaren Namen erschöpft zu sein schienen, und trotzdem immer noch neue Benennungen zum Vorschein kamen — in den Tagen, als eine Menge Schriftsteller und Denker auftauchte, die nachwiesen, daß es eine volkstümliche und eine nicht volkstümliche Wissenschaft gebe, und eine Menge Schriftsteller und Künstler, die den Hain und den Sonnenaufgang und das Gewitter und die Liebe eines russischen Mädchens und die Trägheit eines Beamten und die schlechte Aufführung mancher Beamten schilderten; in den Tagen, als von allen Seiten „Fragen" auftauchten („Fragen" nannte man im Jahre 1856 ein Zusammentreffen von Umständen, in denen niemand einen Sinn finden konnte) — „Fragen" der Kadettenkorps, der Hochschulen, der Zensur, des mündlichen Gerichtsverfahrens, eine Finanz-, Bank-, Polizei-, Gleichberechtigungsfrage und viele andere: alle Welt bemühte sich, noch neue Fragen zu entdecken, alle suchten sie zu lösen; man schrieb, las, verkündete Entwürfe, alle wollten verbessern, das Bestehende zerstören,

verändern, und alle Russen befanden sich in einer unbeschreiblichen Begeisterung.

Es war ein Zustand, der in Rußland im 19. Jahrhundert zweimal eintrat: das erste Mal, als wir im Jahre 1812 Napoleon I. hinausschlugen, und das zweite Mal, als im Jahre 1856 Napoleon III. uns schlug. Die große, unvergeßliche Zeit der Wiedergeburt des russischen Volkes! . . .

Wie der Franzose, der sagte, daß derjenige überhaupt nicht gelebt habe, der nicht in der großen französischen Revolution gelebt, so darf auch ich sagen, daß, wer nicht im Jahre 1856 in Rußland gelebt hat, nicht wisse, was das Leben ist.

Der Schreiber dieser Zeilen hat nicht nur diese Zeit miterlebt, sondern er gehörte auch zu den wirkenden Kräften dieser Zeit.

Nicht genug daran, daß er selbst einige Wochen in einer der Blenden von Sewastopol saß — er hat auch ein Buch über den Krymkrieg geschrieben, das ihm großen Ruhm einbrachte und in dem er klar und ausführlich beschrieben hat, wie die Soldaten auf den Bollwerken das Gewehrfeuer unterhielten, wie die Verwundeten auf dem Verbandplatze verbunden wurden und wie man die Toten auf dem Friedhofe zur Erde bestattete.

Nach dem Abschluß dieser Waffenthaten kam der Schreiber in den Mittelpunkt des Reiches.

Er sah die Begeisterung der beiden Hauptstädte und des ganzen Volkes, und erfuhr an sich selbst, wie Rußland wahre Verdienste zu lohnen weiß.

Die Mächtigen dieser Welt suchten alle seine Bekanntschaft, drückten ihm die Hand, luden ihn zu Tische, forderten ihn dringend zu Besuchen auf, um von ihm Einzelheiten des Krieges zu erfahren, und teilten ihm ihre eigenen Empfindungen mit.

Darum ist der Schreiber dieser Zeilen imstande, diese große, unvergeßliche Zeit richtig zu beurteilen.

Doch nicht darum handelt es sich . . .

II.

In dieser Zeit standen eines Tages zwei Kutschenschlitten vor dem Thor eines der besseren Moskauer Gasthöfe.

Ein junger Mann war in das Haus gelaufen, um sich nach einer Wohnung zu erkundigen.

In dem einen Schlitten saß ein alter Herr mit zwei Damen und sprach davon, wie die Schmiedebrücke*) zur Franzosenzeit aussah.

Das war die Fortsetzung eines Gesprächs, das bei der Einfahrt in Moskau begonnen hatte, und der alte weißbärtige Herr in dem auseinander geschlagenen Pelz setzte jetzt ruhig dieses Gespräch in der Kusche fort, gleich als ob er die Absicht hätte, in derselben zu übernachten.

Seine Frau und Tochter hörten ihm zu, blickten aber dabei nicht ohne Ungeduld nach dem Eingang des Gasthofes.

Der junge Mann kam aus demselben heraus, gefolgt von dem Schweizer und dem Zimmerkellner.

„Nun, wie steht's, Sergei?" fragte die Mutter, indem sie ihr von Ermattung zeugendes Gesicht dem Licht der Leuchte näherte.

Entweder, weil er es so gewöhnt war, oder damit ihn der Schweizer nicht wegen seines Halbpelzes für einen Bedienten halte, antwortete Sergei französisch, daß Zimmer frei seien, und öffnete die Wagenthür.

Der alte Herr sah einen Augenblick den Sohn an und wandte sich dann aufs neue nach dem dunkeln Hintergrunde der Kutsche, gleich als ob ihn alles andere nichts anginge.

„Damals gab es noch keine Schauspielhäuser," sagte er.

„Pierre!" sagte seine Frau, indem sie ihren Mantel aufnahm, aber er fuhr fort:

„Madame Chalmé war in der Twerschen Straße . ."

Im Innern des Wagens erscholl jugendliches, helles Lachen.

„Vater steig' aus! . . . Du bist so ins Erzählen hineingeraten . . ."

Der alte Herr schien erst jetzt zu bemerken, daß sie angekommen waren, und sah sich um.

„Steig' doch aus!"

Der alte Herr schob die Mütze tiefer über die Stirn und stieg aus.

---

*) Die vornehmste Straße Moskaus; ihren Namen erhielt sie von einer Schmiede, welche sich hier einst an einer über das Flüßchen Neglinnaja führenden kleinen Brücke befand.

Der Schweizer griff ihm unter den Arm, doch da er erkannte, daß der Alte noch so rüstig einherschreite, bot er sofort der Frau seine Dienste an.

Natalja Nikolajewna, die Frau des alten Herrn, erschien ihm als eine sehr angesehene Frau — sowohl wegen ihres Zobelpelzes, als auch wegen der Art, wie sie ausstieg und sich schwer auf seine Hand stützte und dann geradeaus, ohne sich umzusehen, am Arm des Sohnes in das Haus schritt.

Das Fräulein vermochte er von den Dienerinnen, die aus der zweiten Kutsche stiegen, nicht zu unterscheiden. Gleich diesen trug sie ein Bündel und eine Pfeife, und ging hinterdrein.

Nur nach ihrem Lachen und daran, daß sie den Alten Vater nannte, erkannte er, daß sie ein Fräulein war.

„Nicht dahin, Vater . . . nach rechts!“ sagte sie und hielt ihn am Pelzärmel zurück. „Nach rechts!“

Uud auf der Treppe erscholl zwischen dem Geräusch, das die Schritte und das Oeffnen der Thüren verursachten, und dem schweren Keuchen der alten Dame dasselbe Gelächter, das man in der Kutsche gehört hatte, und von dem jeder, der es hörte, unbedingt dachte:

Die lacht prächtig! Man könnte sie darum beneiden . . .

Der Sohn, Sergei, besorgte auf der Reise alle nötigen Anordnungen und betrieb dies, wenn auch ohne Sachkenntnis, so doch mit der dem Alter von fünfundzwanzig Jahren eigenen Thatkraft und einer Selbstbefriedigung gewährenden Geschäftigkeit.

Zwanzigmal mindestens, und wie es schien ohne besonders wichtige Ursache, lief er im einfachen Ueberzieher zu den Schlitten hinab und lief wieder hinauf, vor Kälte zitternd, und indem er mit seinen jungen langen Beinen zwei bis drei Stufen auf einmal nahm.

Natalja Nikolajewna bat ihn, sich nicht zu erkälten, doch er versicherte, daß die Kälte ihm nicht schade, und erteilte beständig Befehle, schlug mit den Thüren, ging hin und her, und als schon alles auf den Dienern und Hausknechten ruhte, durchschritt er mehrmals alle Zimmer, indem er zu der einen Thür aus dem Gastzimmer hinausging und in der andern wieder hereinkam, und sah überall nach, was noch zu thun wäre.

„Wirst Du ins Bad fahren, Vater? Soll ich mich nach einem erkundigen?“ fragte er.

Der Vater war in Gedanken versunken und schien sich durchaus nicht darüber klar zu sein, wo er sich befand.

Er antwortete nicht sofort.

Er hörte die Worte und verstand sie nicht.

Plötzlich kam ihm das Verständnis derselben.

„Ja, ja, ja, . . . bitte erkundige Dich nach dem Bad bei der Steinernen Brücke.“

Das Haupt der Familie durchschritt hastig und erregt die Zimmer und setzte sich in einen Lehnstuhl.

„Nun, jetzt heißt es bestimmen, was geschehen soll, sich häuslich einrichten,“ sagte er. „Helft, Kinder! Schleppet alles flink herbei, richtet alles ein, und morgen schicken wir Sergei mit einem Brieflein zur Schwester Marja Iwanowna, zu Nikitins, oder fahren selbst hin. Ist's recht so, Natascha? Jetzt aber heißt es, sich einrichten.“

„Morgen ist Sontag, ich hoffe, daß Du zu allererst zum Gottesdienst fahren wirst, Pierre?“ sagte die Frau, die vor einem Koffer kniete und ihn aufschloß.

„Ach ja, Sonntag! . . . Unbedingt fahren wir alle in die Kathedrale zu Marias Himmelfahrt. Das soll der Anfang unserer Wiederkehr sein . . . Mein Gott, wenn ich des Tages gedenke, an dem ich zum letzten Mal in der Kathedrahle zu Marias Himmelfahrt war! Erinnerst Du Dich noch, Natascha? . . . Doch darum handelt es sich ja nicht.“

Und das Haupt der Familie erhob sich rasch von dem Stuhl, auf dem er bisher gesessen.

„Jetzt heißt es sich häuslich einrichten.“

Und ohne etwas zu thun, wanderte er aus einem Zimmer in das andere.

„Wie denn? Werden wir Thee trinken? Oder bist Du müde und willst ausruhen?“

„Ja, ja,“ erwiderte die Frau, indem sie etwas aus dem Koffer hervorzog. „Du wolltest ja ins Bad gehen.“

„Ja . . . zu meiner Zeit war ein Bad bei der Steinernen Brücke. Sergei, geh doch und erkundige Dich, ob noch bei der Steinernen Brücke eine Badeanstalt besteht . . Dieses Zimmer werde ich mit Sergei bewohnen. Sergei! Wird es Dir gefallen?“

Doch Sergei war schon fortgegangen, sich nach der Badeanstalt zu erkundigen.

„Nein, alles ist nicht gut," fuhr er fort. „Du wirst keinen unmitelbaren Eingang in das Gastzimmer haben. Wie denkst Du darüber Nataſcha?"

„Beruhige Dich, Pierre, das wird alles gerichtet werden," erwiderte Nataſcha aus dem andern Zimmer, in das die Hausknechte das Gepäck trugen.

Doch Pierre befand sich unter dem Einfluß der festlichen Stimmung, in die ihn die Ankunft in der Stadt versetzt hatte.

„Gieb acht, vermenge nicht Sergeis Sachen! Da haben sie seine Schlittschuhe in das Gastzimmer geworfen."

Und er hob sie selbst auf, und mit besonderer Vorsicht, als ob davon die ganze künftige Ordnung des Haushalts abhinge, stellte er sie auf ein Wandbrett und drückte sie fest gegen dasselbe.

Doch die Schlittschuhe wollten dort nicht stehen bleiben, und kaum hatte Pierre sich von ihnen entfernt, so fielen sie mit Gepolter quer vor die Thür.

Natalja Nikolajewna runzelte die Stirn und zuckte zusammen, doch als sie die Ursache des Gepolters bemerkte, sagte sie:

„Sonja, hebe sie auf, meine Liebe!"

„Hebe sie auf, meine Liebe!" wiederholte der Mann. „Und ich gehe indessen zum Hauswirt. Sonst kommt Ihr nicht in Ordnung. Ich muß mit ihm alles besprechen."

„Es wäre besser, ihn holen zu lassen, Pierre. Weshalb willst Du Dich bemühen?"

Pierre war einverstanden.

„Sonja, rufe diesen — wie heißt er doch? — Mr. Cavalier. Sage, daß wir mit ihm alles besprechen wollen."

„Chevalier heißt er, Vater!" sagte Sonja und machte sich bereit, zu gehen.

Natalja Nikolajewna, die mit leiser Stimme Befehle erteilte und mit leisen Schritten von Zimmer zu Zimmer ging, bald mit einem Handkoffer, bald mit einer Tabakspfeife oder einem Kopfkissen, indem sie unmerklich von dem Berg Gepäck alles an seinen Ort stellte, konnte im Vorbeigehen Sonja zuflüstern:

„Geh' nicht selbst, Sonja, schicke einen Diener!"

Während der Diener den Hauswirt holen ging, benützte Pierre die freie Zeit, unter dem Vorgeben, seiner Frau beistehen zu wollen, ein Kleid derselben zu zerknittern und über den geleerten Koffer zu stolpern.

Indem er sich an der Wand festhielt, sah sich der Dekabrist lächelnd um.

Die Frau schien so beschäftigt zu sein, daß sie es nicht bemerkt hatte, aber Sonja sah ihn mit so lächelnden Blicken an, daß sie offenbar auf die Erlaubnis wartete, laut auflachen zu dürfen.

Er erteilte ihr die Erlaubnis, indem er selbst in ein so gutmütiges Lachen ausbrach, daß alle im Zimmer Anwesenden, von seiner Frau bis zu dem Dienstmädchen und dem Hausknecht, zu lachen begannen.

Dieses Lachen machte den Alten noch munterer.

Er fand, daß das Ruhebett im Zimmer seiner Frau und seiner Tochter nicht bequem für dieselben stehe, trotzdem sie das Gegenteil behaupteten und ihn baten, sich zu beruhigen.

Während er eigenhändig mit dem Hausknecht das Ruhebett an eine andere Stelle zu rücken suchte, trat der Hauswirt, ein Franzose, in das Zimmer.

„Sie verlangten nach mir," sagte der Hauswirt in gemessenem Ton, und zum Beweis seiner — wenn nicht Geringschätzung, so doch Gleichgiltigkeit, zog er langsam sein Taschentuch hervor, faltete es langsam auseinander und schneuzte sich langsam.

„Ja, mein lieber Freund," sagte Peter Iwanowitsch, indem er sich ihm näherte: „Sehen Sie, wir wissen selbst nicht, wie lange wir hier bleiben werden, ich und meine Frau . . ."

Und Peter Iwanowitsch, zu dessen Schwächen es gehörte, in jedem Menschen seinen Nächsten zu sehen, begann von seinen Verhältnissen und Entwürfen zu erzählen.

Herr Chevalier war in bezug auf andere Leute nicht derselben Ansicht, und ihn fesselte nicht, was Peter Iwanowitsch ihm mitteilte, aber das gute Französisch, welches Peter Iwanowitsch sprach (bekanntlich verleiht die Kenntnis der französischen Sprache in Rußland eine Art Würde)

und sein herrschaftliches Auftreten brachten ihm eine etwas höhere Meinung von den Neuangekommenen bei.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er.

Diese Frage brachte Peter Iwanowitsch nicht in Verlegenheit.

Er erklärte, daß er Wohnung, Thee, Samowar, Mittag- und Abendessen, Kost für die Dienerschaft, kurz, alle die Dinge verlange, für welche die Gasthäuser da sind, und als Herr Chevalier, erstaunt über die Einfalt des alten Herrn, welcher vielleicht glaubte, daß er sich in der Turkmenensteppe befinde, oder annahm, daß das alles ihm unentgeltlich werde überlassen werden — erklärte, daß er das alles erhalten könne, war Peter Iwanowitsch entzückt.

„Das ist sehr schön! Sehr gut! So wollen wir uns einrichten. Nun, ich bitte also . . .“

Doch er schämte sich, beständig von sich selbst zu sprechen, und er begann sich bei Herrn Chevalier nach dessen Angehörigen und seinen Geschäften zu erkundigen.

Sergei Petrowitsch, der in das Zimmer zurückkehrte, schien das Auftreten seines Vaters nicht zu billigen.

Er bemerkte das Mißvergnügen des Hauswirts und erinnerte den Vater an das Bad, aber Peter Iwanowitsch fesselte die Frage, wie ein französischer Gasthof im Jahre 1856 in Moskau Geschäfte machen konnte und wie Madame Chevalier die Zeit verbracht habe.

Endlich machte der Hauswirt eine Verbeugung und fragte, ob er nicht noch etwas befehle?

„Wir werden Thee trinken, Natascha. Ja? . . . Also bitte ich um Thee, und dann wollen wir noch ein wenig plaudern, mein lieber Herr!“ . . .

„Welch ein prächtiger Mensch!“ sagte er, nachdem der Franzose das Zimmer verlassen hatte.

„Und gehst Du ins Bad, Vater?“

„Ach ja . . . dann brauche ich keinen Thee.“

So war das einzige Ergebnis der Unterhaltung mit dem neuen Ankömmling dem Hauswirt wieder entzogen.

Dafür war Peter Iwanowitsch jetzt glücklich und stolz auf seine Einrichtung.

Die Kutscher, die um ein Trinkgeld bitten kamen, hätten ihn fast verstimmt, da Sergei kein Kleingeld hatte, und

Peter Iwanowitsch hätte beinahe wieder um den Hauswirt geschickt, aber der glückliche Gedanke, daß er heute Abend nicht allein glücklich sein solle, riß ihn aus der Verlegenheit.

Er nahm zwei Drei-Rubel-Scheine, und indem er dem einen Kutscher einen Schein in die Hand drückte, sagte er:

„Da haben Sie!“

Peter Iwanowitsch hatte die Gewohnheit, mit Ausnahme der Glieder seiner Familie, ausnahmslos jeden mit „Sie“ anzusprechen.

„. . . Und da haben Sie!“ sagte er, indem er dem andern Kutscher einen Schein in die Hand drückte, so wie man einem Arzt das Geld für seinen Besuch in die Hand drückt.

Nachdem das alles erledigt war, fuhr er nach der Badeanstalt.

Sonja, die auf dem Ruhebett saß, legte die Hand unter den Kopf und lachte auf.

„Ach, wie schön ist es hier, Mütterchen! Ach, wie schön!“

Dann legte sie die Füße auf das Ruhebett, reckte sich, legte sich zurecht und versank in den festen Schlaf eines gesunden achtzehnjährigen Mädchens nach anderthalb Monate langer Reise.

Natalja Nikolajewna, die immer noch in ihrem Schlafzimmer aufräumte, hörte wahrscheinlich mit dem Ohr der Mutter, daß Sonja sich nicht rühre, und ging nachsehen.

Sie nahm ein Kopfkissen, und indem sie mit ihrer großen weißen Hand den geröteten Kopf des Mädchens emporhob, legte sie ihn auf das Kissen.

Sonja seufzte tief auf, zog die Achseln in die Höhe und legte ihren Kopf auf das Kissen, ohne merci zu sagen, gleich als ob das von selbst geschähe.

„Nicht auf diese Seite! Nicht auf diese Seite, Gawrilowna, Katja!“ rief die Mutter sogleich, indem sie sich nach den Dienstmädchen umwandte, welche das Bett machten, und mit einer Hand wie im Vorbeigehen das zerraufte Haar der Tochter glatt strich.

Dann kleidete sich Natalja Nikolajewna in aller Gemächlichkeit an und alles war bereit, bevor ihr Mann und ihr Sohn kamen.

In Pierres Schlafzimmer war alles so, wie es Jahrzehnte lang in Irkusk gewesen: der Schlafrock, die

Pfeife, die Tabaksdose, das Zuckerwasser, die Bibel, in der er vor dem Schlafengehen zu lesen pflegte, und sogar ein kleines Heiligenbild war über dem Bett auf die prächtigen Wandbekleidungen des Herrn Chevallier geklebt, der einer solchen Verschönerung nicht bedurfte, die an diesem Abend in allen Zimmern der dritten Abteilung des Gasthofes auftauchte.

Natalja Nikolajewna rückte ihren trotz des Gebrauches auf der Reise noch saubern Hemdkragen und die Krausen zurecht, kämmte ihr Haar glatt und setzte sich gegenüber dem Tische nieder.

Ihre schönen schwarzen Augen waren irgendwohin in die Ferne gerichtet; sie sah vor sich hin und seufzte.

Sie seufzte, wie es schien, nicht bloß wegen der Anstrengung beim Auspacken, nicht bloß wegen der Reise, nicht bloß wegen der Last ihrer Jahre — ihr Seufzer schien ihrem ganzen Leben zu gelten, und die Ferne, in die sie blickte, und in welcher lebhaft vor ihr liebe Gestalten auftauchten, war der Ruhepunkt, nach dem sie sich sehnte.

War es nun die Liebesthat, die sie für ihren Mann vollbracht hatte, oder die Liebe, die sie zu den Kindern empfand, als sie noch klein waren, war es ein schwerer Verlust oder war es solch eine Eigentümlichkeit ihres Wesens — jeder, der diese Frau ansah, mußte einsehen, daß von ihr nichts zu erwarten sei, daß sie sich schon ganz im Leben aufgeopfert hatte und nichts von ihr übrig geblieben war.

Als der Beachtung wert war etwas traurig Schönes übrig geblieben, wie eine Erinnerung, wie Mondesschimmer.

Man konnte sie gar nicht anders sich vorstellen als umgeben von Ehrerbietung und von allen Annehmlichkeiten des Lebens.

Daß sie je hungrig gewesen oder gierig gegessen hätte, oder daß sie schmutzige Wäsche auf dem Leibe trug oder daß sie gestolpert wäre oder vergessen hätte, sich zu schneuzen — alles das konnte bei ihr nicht vorkommen.

Warum das so war, weiß ich nicht, aber in jeder ihrer Bewegungen lag Erhabenheit, Anmut, Gewogenheit für alle, die ihren Anblick genießen konnten . . .

Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Sie kannte diese Zeilen und liebte sie, aber sie befolgte sie nicht.

Ihr ganzes Wesen war ein Ausdruck dieses Gedankens, ihr ganzes Leben war ein ununterbrochenes, unbewußtes Einweben von Rosen in das Leben aller Menschen, mit denen sie zusammentraf.

Sie war dem Mann nach Sibirien nachgereist, nur, weil sie ihn liebte

Sie dachte nicht, was sie für ihn thun könne, und that alles unwillkürlich.

Sie machte sein Bett, sie hielt Ordnung unter seinen Sachen, sie bereitete ihm das Mittagessen und den Thee, und was die Hauptsache war: sie war stets dort, wo er war, und keine Frau hätte ihrem Manne größeres Glück bereiten können.

Im Gastzimmer stand auf dem Tisch der kochende Samowar.

Vor demselben saß Natalja Nikolajewna.

Sonja hatte lächelnd die Stirn gerunzelt unter der Hand der Mutter, die sie wach kitzelte, als Vater und Sohn mit glänzenden Wangen und glänzender Stirn (beim Vater glänzte besonders die Glatze), das weiße und schwarze Haar gelockert, und mit freudestrahlendem Gesicht in das Zimmer traten

„Bei Euerem Eintritt ist es heller geworden," sagte Natalja Nikolajewna. „Ach, Du mein Gott, wie weiß bist Du!"

Sie sagte das seit zehn Jahren an jedem Sonnabend, und Pierre empfand dabei schüchterne Zufriedenheit.

Sie setzten sich zu Tische, Theegeruch und Tabakduft verbreitete sich, man vernahm die Stimmen der Eltern, der Kinder der Dienerschaft, die in demselben Zimmer ein Glas Thee erhielt.

Man gedachte spaßhafter Vorfälle auf der Reise, ergötzte sich an Sonjas durch das Liegen auf dem Ruhebett in Unordnung geratenen Haare und lachte.

Der Landkarte nach waren sie alle fünftausend Werst weiter in einen ganz andern Kreis versetzt, aber in bezug auf ihre Gewohnheiten befanden sie sich an diesem Abend

noch zu Hause als dieselben Menschen, zu denen sie ihr besonders, langes einsames Leben gemacht hatte.

Morgen wird es nicht mehr so sein . . .

Peter Iwanowitsch setzte sich zum Samowar und zündete eine Pfeife an.

Er befand sich in keiner fröhlichen Stimmung.

„Da sind wir also angekommen," sagte er, „und ich bin froh, daß wir heute niemanden sehen werden. Diesen Abend wollen wir noch ein letztes Mal im häuslichen Kreise verbringen."

Nach diesen Worten nahm er einen großen Schluck Thee.

„Weshalb ein letztes Mal, Pierre?"

„Weshalb? . . . Darum, weil die Jungen Adler flügge geworden sind, sie müssen sich ihre eigenen Nester bauen, und sie werden von hier jeder nach einer andern Richtung fortfliegen."

„Dummes Zeug!" sagte Sonja, indem sie sein Glas in Empfang nahm und lächelte, wie sie über alles zu lächeln pflegte. „Das alte Nest ist vortrefflich!"

„Das alte Nest war ein trauriges Nest . . . der alte Adler hätte es nicht bauen sollen . . . er war in einen Käfig geraten, im Käfig hat er seine Jungen ausgebrütet, und man hat ihn nicht früher frei gelassen, als bis seine Schwingen erlahmt waren. Nein, die jungen Adler müssen sich ein höheres, glücklicheres Nest näher der Sonne bauen. Deshalb sind sie seine Kinder, daß ihnen sein Beispiel zum Nutzen gereiche. Der Alte aber wird, solange seine Augen nicht erblinden, über ihnen wachen, und wenn er nicht mehr sehen wird, dann wird er hören . . . Gieße mir etwas Rum in den Thee . . noch . . . noch . . . genug!"

„Wir wollen sehen, wer den andern verlassen wird," erwiderte Sonja, indem sie der Mutter einen flüchtigen Blick zuwarf, gleich als ob sie sich schämte, in ihrer Gegenwart zu sprechen. „Wir wollen sehen, wer den andern verlassen wird," fuhr sie fort. „Um mich ist mir nicht bange, und um Sergei auch nicht . . ."

Sergei ging im Zimmer auf und ab und sann nach, wie er sich morgen einen Anzug bestellen solle — ob er selbst zum Schneider gehen oder um ihn schicken solle.

Die Unterredung Sonjas mit dem Vater fesselte ihn nicht.

Sonja lachte auf.

„Was giebts? Was?" fragte der Vater.

„Du bist jünger als wir, Vater. Wahrlich, um vieles jünger," fügte sie hinzu und lachte wieder

„Wieso?" sagte der Alte, und seine scharfausgeprägten Runzeln zogen sich zu einem freundlichen und zugleich verächtlichen Lächeln zusammen.

Natalja Nikolajewna beugte sich hinter dem Samowar vor, der sie hinderte, ihren Mann zu sehen.

„Du hast recht, Sonja. Du bist noch immer ein Sechzehnjähriger, Pierre. Sergei ist jünger in seinen Empfindungen, aber seine Seele ist jünger, als die Deine. Was er thun wird, kann ich voraussehen, Du aber kannst mich noch überraschen."

Mochte er nun die Richtigkeit dieser Bemerkung erkennen oder, durch sie sich geschmeichelt fühlend, nicht wissen, was er erwidern solle — der Alte rauchte ruhig weiter, trank Thee dazu, und nur in seinen Augen blitzte es.

Nun mischte sich aber Sergei in das Gespräch, das ihn mit der Selbstsucht, die der Jugend eigen ist, erst jetzt fesselte, weil von ihm gesprochen worden, und bestätigte, daß er wirklich alt sei, daß die Ankunft in Moskau und das neue Leben, das sich vor ihm eröffne, ihn durchaus nicht erfreue, daß er ruhig über die Zukunft nachdenke und sie vorhersehe.

„Es ist trotzdem der letzte Abend," wiederholte Peter Iwanytsch. „Morgen wird es nicht mehr so sein."

Und er goß sich Rum zu.

Und lange noch saß er beim Theetisch mit einer Miene, als ob er vieles sagen wollte, aber niemand da wäre, der ihn anhörte.

Er hatte die Rumflasche zu sich herangezogen, aber die Tochter trug sie unbemerkt fort.

III.

Als Herr Chevalier, der sich wegen der Einrichtung seiner Gäste hinaufbegeben hatte, in seine Wohnung zurückkehrte, teilte er seine Wahrnehmungen in bezug auf die neuen Ankömmlinge seiner Lebensgefährtin mit, die nach Pariser Sitte in Seidenkleid und Spitzen am Schreibpult saß.

In demselben Zimmer saßen noch einige ständige Gäste des Gasthofes.

Sergei hatte, als er unten gewesen, dieses Zimmer und die Gäste in demselben bemerkt.

Auch Sie haben es gewiß bemerkt, falls Sie in Moskau waren.

Wenn Sie ein bescheidener Mann sind, der Moskau nicht kennt, und wenn Sie ein Mittagessen, zu dem Sie geladen waren, versäumt haben, oder Ihre Erwartung, daß die gastfreundlichen Moskauer Sie einladen werden, nicht in Erfüllung gegangen ist, oder wenn Sie auch bloß in einem guten Gasthause zu Mittag speisen wollen, treten Sie in die Bedientenstube.

Drei oder vier Bediente springen auf, einer derselben nimmt Ihnen den Pelz ab und beglückwünscht Sie zum neuen Jahre, zur Fastnachtswoche, zu Ihrer Ankunft in Moskau, oder bemerkte einfach, daß Sie schon lange nicht da waren, auch wenn Sie noch niemals dieses Gasthaus besucht haben.

Sie treten ein, und das Erste, was Ihnen in die Augen fällt, ist ein gedeckter Tisch, der, wie es Ihnen im ersten Augenblicke scheint, mit einer Unzahl der schmackhaftesten Speisen bedeckt ist.

Doch das ist bloß eine Täuschung Ihrer Augen, denn einen großen Teil der Tischfläche nehmen Fasanen in Federn, ungekochte Seekrebse, Körbchen mit wohlriechenden Wässern und Haarsalbe, und Glasgefäße mit Verschönerungsmitteln und Zuckerwerk ein.

Nur am Rande des Tisches finden Sie nach langem Suchen Branntwein und ein Stückchen Brot mit Butter und Fisch unter einer Drahtglocke zum Schutz gegen die Fliegen, die in Moskau im Monat Dezember vollkommen überflüssig, aber dafür genau so ist wie jene, welche in Paris im Gebrauch sind.

Weiterhin erblicken Sie hinter dem Tische vor sich ein Zimmer, in dem hinter dem Schreibpult eine Französin von sehr unangenehmem Aeußern, aber mit sauberen Handkrausen und prächtiger Kleidung nach neuestem Schnitt sitzt.

Neben der Französin gewahren Sie einen Offizier in aufgeknöpftem Rock, der soeben ein Gläschen Wodka getrunken hat und nun Sakuski verzehrt, einen höhern Be-

amten in Uniform, der eine Zeitung liest, und ein Paar militärische oder Beamtenfüße, die auf einem sammetnen Stuhl liegen, und Sie vernehmen ein französisches Gespräch und mehr oder weniger herzliches, lautes Gelächter.

Wenn Sie die Lust anwandelt, zu erfahren, was in diesem Zimmer vorgeht, so würde ich Ihnen raten, nicht hinein zu gehen, sondern nur hinein zu blicken, indem Sie scheinbar mit der Absicht vorbeigehen, sich ein Butterbrot zu holen.

Sonst werden Sie sich nicht wohl befinden bei dem Schweigen und unter den fragenden Blicken, welche die Stammgäste dieses Zimmers auf Sie richten werden, und wahrscheinlich werden Sie gleich einem Hunde, der den Schweif einzieht, sich schnell zu einem der großen Tische im großen Saal oder im Wintergarten begeben.

Daran hindert Sie niemand.

Das Zimmer mit der Französin aber ist für die auserlesene „goldene" Jugend Moskaus bestimmt, und unter die Zahl der Auserlesenen aufgenommen zu werden, ist nicht so leicht, als Sie glauben.

Als Herr Chevalier in dieses Zimmer zurück kam, sagte er zu seiner Frau, daß der Herr aus Sibirien ein langweiliger Mensch, dafür aber sein Sohn und seine Tochter solche junge Leute seien, wie sie nur in Sibirien aufgefüttert werden können.

„Sie würden Augen machen, wenn Sie sähen, was für ein Röschen seine Tochter ist!"

„O! Er liebt die frischen Frauenzimmer, der alte Herr!" sagte einer der Gäste, der seine Zigarre rauchte.

Das Gespräch wurde selbstverständlich französisch geführt.

„O! Sehr liebe ich sie!" erwiderte Herr Chevalier. „Frauen — das ist meine Leidenschaft. Sie glauben nicht?"

„Hören Sie es, Madame Chevalier?" rief ein dicker Kasaken-Offizier, der hier viel schuldig war und es liebte, mit dem Hausherrn zu plaudern.

„Und dieser Herr teilt meinen Geschmack," sagte Chevalier, indem er den Dicken bei den Achselklappen packte und schüttelte.

„Und ist die Sibirierin wirklich hübsch?"

Chevalier legte die Finger zusammen und drückte einen Kuß auf dieselben.

Dann entspann sich zwischen allen Gästen eine vertrauliche und lustige Unterhaltung.

Man sprach von dem dicken Herrn.

Er hörte lächelnd an, was man von ihm erzählte.

„Kann man denn wirklich einen so verdrehten Geschmack haben!" rief einer in dem allgemeinen Gelächter. „Madame Clarisse! Sie wissen es, Strugow liebt vom weiblichen Geschlecht am meisten die Hühnerfüße."

Obwohl sie den Witz nicht verstand, schüttelte sich Madame Clarisse doch hinter dem Schreibpult vor Lachen, das so silberhell klang, als es ihre schlechten Zähne und ihr vorgerücktes Alter gestatteten.

„Das sibirische Fräulein hat ihn wohl auf solche Gedanken gebracht?"

Und alle lachten noch mehr.

Selbst Herr Chevalier erstickte fast vor Lachen, indem er sprach: „Ce vieux coquin!" — und den Kasakenoffizier auf Kopf und Schulter klopfte.

„Wer sind denn aber diese Sibirier? Bergwerksbesitzer oder Kaufleute?" fragte einer der Gäste, als das Gelächter verstummte.

Nikit! . . . Hast Du dem zugereisten Herrn den Paß abverlangt?" fragte Herr Chevalier.

„Wir, Alexander, Selbstherrscher . . .," begann Herr Chevalier den ihm gereichten Paß vorzulesen, aber der Kasakenoffizier riß ihm denselben aus der Hand, und in seinem Gesicht prägte sich sofort Erstaunen aus.

„Na, raten Sie, wer es ist!" sagte er.

„Na, wie soll man es erraten! Etwa Abdel Kader . . . hahaha! . . . oder Cagliostro . . . oder Peter der Dritte . . . hahaha!"

„Na, lies es vor!"

Der Kasakenoffizier entfaltetete das Papier und las: „früherer Fürst Peter Iwanowitsch" und einen der russischen Geschlechtsnamen, welche jeder kennt und jeder mit einer gewissen Hochachtung und Zufriedenheit nennt, wenn er von einem diesen Namen Führenden spricht, gleich als ob er von einem ihm Nahestehenden und Bekannten spräche.

Wir werden ihn Labasow nennen.

Der Kasakenoffizier erinnerte sich unklar, daß dieser

Peter Labasow im Jahre 25 eine bedeutende Rolle gespielt hatte — doch worin diese Rolle bestand, das wußte er nicht mehr genau.

Den anderen war nicht einmal das bekannt und sie erwiderten:

„Ach ja! Der bekannte Fürst Labasow!“ ... genau so, als ob sie in bezug auf Shakespeare, der die „Aneide“ geschrieben habe, gesagt hätten:

„Der ist ja bekannt!“

Mehr klar wurden sie sich über seine Person, als der Dicke ihnen erklärte, daß es der Bruder des Fürsten Iwan sei, der Onkel Tschikinins, der Gräfin Pruk ... na, der bekannte Fürst Peter Iwanowitsch ...

„Er muß ja sehr reich sein, wenn er der Bruder des Fürsten Iwan ist, bemerkte einer der jungen Leute. „Wenn man ihm sein Vermögen zurückgegeben hat! Einigen hat man es zurückgegeben.“

„Wieviel solche Verbannte sind nun schon zurückgekommen!“ bemerkte ein anderer. „Es scheinen wirklich mehr zurückgekommen zu sein als verschickt wurden! ... Ja, Shilinskij, erzähle doch die Geschichte vom 30. September!“ wandte er sich an einen Jägeroffizier, der als ein meisterhafter Erzähler galt.

„Na, erzähle!“

„Vor allererst müßt Ihr wissen, daß es eine wahre Begebenheit ist, die sich hier bei Chevalier im großen Saal zugetragen hat ... Drei Dekabristen kommen her zum Mittagessen. Sie sitzen alle bei einem Tisch, essen, trinken, plaudern. Ihnen gegenüber hat sich ein Herr von ehrwürdigem Aeußern niedergelassen, ebenso alt wie sie, und hört zu, wie sie etwas von Sibirien erzählen. Er richtete bloß eine Frage an sie, ein Wort gab das andere, und es stellte sich heraus, daß er ebenfalls aus Sibirien komme.

„Und kennen Sie Nertschinsk?“

„Wie soll ich es nicht kennen? Ich habe dort gelebt!“

„Kennen Sie auch Tatjana Iwanowna?“

„Wie sollte ich Sie nicht kennen!“

„Erlauben Sie die Frage: Sie waren auch verschickt?“

„Ja, ich hatte das Unglück, leiden zu müssen . . . Und Sie?“

„Wir sind alle wegen des 26. Dezember verschickt worden. Sonderbar, daß wir Sie nicht kennen, wenn Sie auch einer der Verbannten des 26. Dezembers sind. Belieben Sie uns Ihren Namen zu nennen?“

„Fedorow.“

„Sie waren auch wegen des 26. Dezember verschickt?“

„Nein, wegen des 30. Septembers.“

„Wieso wegen des 30. Septembers?“

„Wegen des 30. Septembers, wegen einer goldenen Uhr. Ich wurde fälschlich des Diebstahls beschuldigt und habe unschuldig gelitten.“

Alle schüttelten sich vor Lachen, der Erzähler ausgenommen, der mit der ernstesten Miene die Zuhörer, die sich halb tot lachten, ansah und beteuerte, daß das eine wahre Begebenheit sei.

Bald nach dieser Erzählung erhob sich einer der „goldenen“ jungen Leute und fuhr nach dem Vereinshause.

Nachdem er durch die Säle geschritten, in denen Tische standen, an welchen alte Herren Jerolasch spielten — nachdem er sich dann nach dem Billardzimmer gewendet, wo schon der berühmte Putschin sein Spiel gegen die „Kompanie“ begann, und nachdem er eine zeitlang bei einem der Billards gestanden, an dem ein ehrwürdiger alter Herr über die Bande gelehnt sich abmühte und seinen Ball kaum zu erreichen vermochte — und nachdem er einen Blick in die Bücherei geworfen, wo ein General mit ernsthafter Miene durch eine Brille laß, wobei er die Zeitung weit von sich weg hielt, und ein junger Mann unter möglichster Vermeidung von Geräusch der Reihe nach alle Zeitungen durchsah — setzte sich der „goldene“ junge Mann im Billardzimmer auf ein Ruhebett zu anderen spielenden jungen Leuten, die ebenso „golden“ waren wie er.

Es war der Tag des gemeinsamen Mittagsessens, und es waren viele Herren zugegen, die stets den Klub besuchten.

Unter ihnen befand sich auch Iwan Wawilowitsch Pachtin.

Das war ein Mann von etwa vierzig Jahren, von mittlerer Größe, weißer Gesichtsfarbe, beleibt, breitschultrig,

kahlköpfig und mit einem glänzenden, glückstrahlenden, glattgeschorenen Gesicht.

Er spielte nicht, sondern hatte sich nur so neben den Fürsten D. gesetzt, mit dem er sich dutzte, und lehnte ein Glas Sekt nicht ab, das man ihm anbot.

Er hatte sich nach dem Mittagessen, nachdem er unbemerkt hinten die Hosenschnalle gelockert, so gut gelagert, daß es schien, er könne eine Ewigkeit so dasitzen, eine Zigarre rauchend, Sekt dazu trinkend, im Bewußtsein, sich in der Nähe von Fürsten und Grafen und Ministersöhnen zu befinden.

Die Nachricht von der Ankunft der Labasows störte seine Ruhe.

„Wohin gehst Du, Pachtin?" sagte ein Ministersohn, als er während des Spieles bemerkte, daß Pachtin aufstand, die Weste zurechtzog und in langem Zug seinen Sekt austrank.

„Sewernikow hat mich gebeten, zu ihm zu kommen," sagte Pachtin, den es in den Füßen juckte. „Wie ist's, fährst Du? . . . Anastasja, Anastasja, öffne Deine Thür!" . . .

Das war ein bekanntes beliebtes Zigeunerlied.

„Vielleicht. Und Du?"

„Wohin sollte ich denn fahren, ein verheirateter alter Mann!"

„Na! . . ."

Pachtin begab sich in den mit Glas überdachten Saal zu Sewernikow.

Er liebte es, daß das letzte Wort, das er sprach, ein Scherz war.

Auch jetzt war das der Fall.

„Wie steht es mit der Gesundheit der Gräfin?" fragte er, indem er an Sewernikow herantrat, der ihn durchaus nicht ersucht hatte, zu ihm zu kommen, dem aber, nach Pachtins Meinung, mehr als allen anderen daran lag, die Nachricht von der Ankunft der Labasows zu erfahren.

Sewernikow war ein wenig in die Vorgänge am 26. Dezember verwickelt gewesen und mit allen Dekabristen befreundet.

Das Befinden der Gräfin hatte sich bedeutend gebessert, und Pachtin war darüber sehr erfreut.

„Sie wissen noch nicht, daß Labasow heute angekommen ist. Er ist bei Chevalier abgestiegen.“

„Was Sie sagen! Wir sind ja alte Freunde. Wie freue ich mich! Wie freue ich mich! Er ist wohl alt geworden, der arme Kerl. Seine Frau schrieb meiner Frau . . .“

Doch Sewernikow vermochte nicht mehr alles zu sagen, was sie geschrieben hatte, weil seine Mitspieler, die ein Spiel ohne Trumpf begonnen, etwas nicht recht gemacht hatten.

Während er mit Iwan Pawlowitsch sprach, schielte er beständig nach ihnen hin, und jetzt legte er sich plötzlich mit dem ganzen Oberkörper auf den Tisch, und indem er mit den Händen aufschlug, wies er ihnen nach, daß jetzt ein anderes Spiel an der Reihe war.

Iwan Pawlowitsch stand auf, trat zu einem andern Tisch und teilte im Gespräch seine Neuigkeit einem andern ehrenwerten Manne mit, stand wieder auf und that bei einem dritten Tisch dasselbe.

Alle diese ehrenwerten Leute waren sehr, sehr erfreut über die Rückkehr Labasows, so daß Iwan Pawlowitsch, der anfangs noch im Zweifel war, ob man sich freuen müsse oder nicht, ins Billardzimmer zurückgekehrt, nicht zur Einleitung vom Balle, von dem Aufsatz des „Westnik,“ von Gesundheit und Witterung sprach, sondern an alle unmittelbar mit der feierlichen Meldung der glücklichen Wiederkehr des hervorragenden Dekabristen herantrat.

Der alte Herr, der sich immer eifrig bemühte, mit seinem Billardstock den weißen Ball zu stoßen, mußte nach Pachtins Meinung über die Nachricht sehr erfreut sein. Er näherte sich ihm.

„Gewinnen Sie tüchtig, Excellenz?“ sagte er in dem Augenblick, als der Alte seinen Billardstock gegen die rote Weste des Kellners stieß, dadurch sein Verlangen kund gebend, daß er ihn einkreiden solle.

Die Worte „Euer Excellenz“ waren durchaus nicht so gesprochen, wie Sie denken, aus Unterwürfigkeit — nein, das war im Jahre 56 nicht Sitte.

Iwan Pawlowitsch sprach gewöhnlich diesen alten Herrn mit seinem Tauf- und Vatersnamen an, und er sagte das jetzt nur, teils um sich über die lustig zu machen, die so sprechen, teils um zu erkennen zu geben, daß er wisse,

mit wem er spreche, und trotzdem mit ihm Mutwillen treibe und ein wenig ernsthaft. Ueberhaupt war das sehr fein angebracht.

„Soeben erfuhr ich, daß Peter Labasow angekommen ist. Er kommt geradewegs aus Sibirien, mit allen seinen Angehörigen.“

Diese Worte sprach Pachtin in demselben Augenblick, als der Alte abermals seinen Ball fehlte — so verfolgte ihn das Unglück.

„Wenn er so vernünftig wiedergekommen ist, als er fortging, so ist keine Ursache, sich über etwas zu freuen,“ sagte der Alte mürrisch, erregt durch seinen unbegreiflichen Mißerfolg.

Diese Antwort verwirrte Iwan Pawlowitsch, er wußte wieder nicht, ob man sich über die Ankunft Labasows freuen müsse oder nicht, und um seine Zweifel endgiltig zu zerstreuen, lenkte er seine Schritte in das Zimmer, in dem die gelehrten Leute sich zur Unterhaltung zu versammeln pflegten, welche die Bedeutung und den Wert einer jeden Sache kannten und kurz gesagt alles wußten.

Iwan Pawlowitsch stand zu den Besuchern des gelehrten Zimmers in denselben freundlichen Beziehungen, wie zur „goldenen“ Jugend.

Er hatte allerdings keinen besonderen Sitz in dem gelehrten Zimmer, aber niemand wunderte sich darüber, wenn er eintrat und sich auf das Ruhebett setzte.

Es war die Rede davon, in welchem Jahr und aus welcher Veranlassung ein Streit zwischen russischen Zeitungsschreibern ausgebrochen war.

Iwan Pawlowitsch wartete einen Augenblick ab, in welchem Schweigen eintrat, und teilte dann seine Neuigkeit mit, nicht als Freudenbotschaft, nicht als unbedeutendes Ereignis, sondern gleichsam gesprächsweise.

Doch Iwan Pawlowitsch erkannte sofort an der Art und Weise, wie die „Gelehrten“ (ich gebrauche das Wort „Gelehrte“ als Bezeichnung der Besucher des gelehrten Zimmers) seine Neuigkeit aufnahmen und sich über sie zu äußern begannen, daß diese Neuigkeit hier namentlich an der rechten Stelle war und sie nur hier eine solche

Bearbeitung erfahren werde, daß man sie werde weiter verbreiten können, und savoir à quoi s'en tenir.

„Nur Labasow fehlte noch,“ sagte einer der ‚Gelehrten‘, „jetzt sind alle noch lebenden Dekabristen nach Rußland zurückgekehrt.“

„Er war einer aus der Schar der Berühmten . . .“ sagte Pachtin, noch in forschendem Ton, bereit, diese Bemerkung als Scherz oder Ernst darzustellen.

„Wie denn! Labasow ist einer der bedeutendsten Männer dieser Zeit,“ begann ein ‚Gelehrter‘. „Im Jahre 1819 war er Fähnrich des Semjonowschen Regiments und wurde mit Botschaften an den Herzog Z. ins Ausland gesandt. Dann kehrte er zurück, und im Jahre 24 wurde er in die erste Freimaurerloge aufgenommen. Alle damaligen Freimaurer versammelten sich bei D. und bei ihm. Er war ja sehr reich. Fürst S., Feodor D., Iwan P., das waren seine vertrautesten Freunde. Und da versetzte ihn sein Onkel, Fürst Wissarion, nach Moskau, um den jungen Mann aus dieser Gesellschaft zu entfernen.“

„Entschuldigen Sie Nikolai Stepanowitsch,“ unterbrach ihn ein anderer ‚Gelehrter‘, „mir scheint, das war im Jahre 23, weil Wissarion-Labasow im Jahre 24 zum Kommandanten des dritten Armeekorps ernannt wurde und sich in Warschau befand. Er wollte ihn als Adjutanten bei sich haben, und auf seine Weigerung versetzte er ihn. Entschuldigen Sie übrigens . . . ich habe Sie unterbrochen.“

„Ach nein . . . haben Sie die Güte . . .“

„Nein . . . ich bitte . . .“

„Nein, haben Sie die Güte . . . Sie müssen ihn besser kennen, und dabei sind Ihr Gedächtnis und Ihr Wissen hier zur Genüge erwiesen.“

„In Moskau nahm er entgegen dem Wunsch des Onkels den Abschied,“ fuhr er fort, dessen Gedächtnis und Wissen erwiesen waren, „und dort bidete sich um ihn eine zweite Gesellschaft, deren Schöpfer und Seele er war, wenn man sich so ausdrücken darf. Er war reich, von hübschem Äußern, klug, gebildet: man sagt, daß er erstaunlich liebenswürdig war. Mir hat noch eine Tante erzählt, daß sie keinen bezaubernderen Mann gekannt habe, als ihn. Und

da heiratete er einige Monate vor Ausbruch der Verschwörung die Krinska."

„Nikolaus Krinskis Tochter, desselben der bei Borodino . . . nun, er ist ja bekannt," unterbrach ihn jemand.

„Na ja. Ihm blieb nur ihr riesiges Vermögen, und sein eigenes, das Hausvermögen, ging auf den jüngeren Bruder, den Fürsten Iwan über, jetzt Ober-Hof-Kafermeister (so etwa klang der von ihm genannte Name) ist und Minister war."

„Das Beste von allem ist das Auftreten gegenüber seinem Bruder," fuhr der Erzähler fort. „Als man ihn verhaftete, waren das Einzige, was ihm zu vernichten gelang, die Briefe und Schriftstücke seines Bruders."

„War sein Bruder etwa in die Verschwörung verwickelt?"

Der Erzähler erwiderte nicht: „ja," verzog aber den Mund und zwinkerte ausdrucksvoll mit den Augen.

„Dann leugnete Peter Labasow standhaft bei allen Verhören alles, was seinen Bruder betraf, und dafür mußte er mehr leiden als die anderen. Doch das Beste war, daß Fürst Iwan das ganze Vermögen erhielt und dem Bruder nicht einen Groschen sandte."

„Man sprach davon, daß es Peter Labasow selbst abgelehnt habe," bemerkte einer der Zuhörer.

„Ja, er lehnte es deshalb ab, weil Fürst Iwan vor der Krönung schrieb und sich entschuldigte, daß, wenn er das Vermögen nicht nahm, man es eingezogen hätte, und daß er Kinder und Schulden habe, und daß er jetzt nicht imstande sei, etwas zurückzugeben. Peter Labasow antwortete mit zwei Zeilen: „Weder ich noch meine Nachkommen besitzen ein Recht auf das vom Gesetz Ihnen zugesprochene Vermögen, und wollen ein solches auch nicht besitzen." Und sonst nichts. Was meinen Sie dazu? .. Und Fürst Iwan verschlang gierig dieses Schriftstück und verschloß es entzückt mit den Wechseln in seinem Geldkästchen und zeigte es niemandem."

Eine der Eigentümlichkeiten des gelehrten Zimmers bestand darin, daß seine Besucher, wenn sie wollten, alles kannten, was in der Welt geschah, mochte es noch so sehr im Geheimen geschehen sein.

„Uebrigens," sagte ein neuer Teilnehmer an der

Gesellschaft, „fragt es sich, ob es gerecht wäre, den Kindern des Fürsten Iwan ein Vermögen zu nehmen, bei dem sie aufwuchsen und erzogen wurden und auf das sie ein Recht zu haben glaubten.“

Das Gespräch lenkte auf diese Weise auf ein Gebiet hinüber, welches Pachtin nicht fesselte.

Er fühlte das Bedürfnis, neuen Leuten seine Neuigkeit mitzuteilen, stand auf und ging langsam, nach rechts und links einige Worte wechselnd, durch die Säle.

Einer seiner Dienstgenossen hielt ihn an, um ihm die Ankunft Labasows als Neuigkeit mitzuteilen.

„Wer weiß denn das noch nicht!“ erwiderte Iwan Pawlowitsch, ruhig lächelnd, und schritt dem Ausgange zu.

Die Neuigkeit hatte bereits die Runde gemacht und kam nun zu ihm zurück.

Im Verein gab es nun für ihn nichts mehr zu thun, er begab sich in eine Abendgesellschaft.

Das war kein Gesellschaftsabend, zu welchem Einladungen erlassen werden, sondern ein Gesellschaftszimmer, in dem jeden Tag empfangen wurde.

Es waren acht Damen und ein alter Oberst anwesend, und alle langweilten sich entsetzlich.

Schon allein das feste Auftreten und das lächelnde Gesicht Pachtins erheiterten alle Damen und Mädchen.

Die Neuigkeit kam umso gelegener, als sich in dem Gesellschaftszimmer die alte Gräfin Fux mit ihrer Tochter befand.

Als Pachtin fast Wort für Wort alles erzählte, was er in dem gelehrten Zimmer gehört hatte, begann Madame Fux kopfschüttelnd und über ihr Alter sich wundernd sich zu erinnern, wie sie mit Natascha Krinska, der jetzigen Frau Labasow, ausgefahren war.

„Ihre Heirat war eine sehr romantische Geschichte, und das hat sich alles vor meinen Augen abgespielt. Natascha war schon so gut wie verlobt mit Mjatlin, der nachher im Zweikampf fiel. Da kommt um diese Zeit Fürst Peter nach Moskau, verliebt sich in sie und wirbt um ihre Hand. Der Vater aber, der sehr gern Mjatlin zum Schwiegersohn haben wollte, während man sich vor Labasow, als einem Freimaurer, scheute, wies ihn ab. Der junge Mann sah sie auch fernerhin auf Bällen, über-

all, wird mit Mjatlin befreundet, bittet ihn, auf sie zu verzichten. Mjatlin willigt ein, und er redet ihr zu, mit ihm zu entfliehen. Sie erklärt sich ebenfalls einverstanden, aber im letzten Augenblick stellt sich Reue ein, sie geht zum Vater und sagt ihm, daß alles zur Flucht beireit sei und sie ihn verlassen konnte, daß sie aber auf seine Großmut hoffe. Und in der That, der Vater verzieh ihr — alle baten für sie — und gab seine Einwilligung. So kam diese Hochzeit zustande, und es war eine lustige Hochzeit! Wer von uns dachte, daß sie ihm in einem Jahre nach Sibirien folgen werde! Sie war ihres Vaters einzige Tochter, sehr reich, die erste Schönheit der damaligen Zeit. Kaiser Alexander bemerkte sie stets auf den Bällen, einigemal tanzte er mit ihr. Bei der Gräfin G. . . . fand ein bal costumé statt, wie ich mich jetzt erinnere, und sie war als Neapolitanerin gekleidet, wunderbar schön. Er fragte stets, wenn er nach Moskau kam: que fait la belle Neapolitaine? . . . Und plötzlich befand sich diese Frau in gewissen Umständen (sie gebar unterwegs), und sie besann sich nicht einen Augenblick, traf keine Vorbereitungen, packte nichts ein, und so wie sie war, reiste sie ihm, als er fortgeführt wurde, fünftausend Werst nach."

„O, eine bewunderungswürdige Frau!" sagte die Hausfrau.

„Er sowohl als sie waren außergewöhnliche Menschen," sagte noch eine zweite Frau. „Man erzählte mir — ich weiß nicht, ob es wahr ist — daß überall in Sibirien, wo sie in den Bergwerksschachten — oder wie das genannt wird — arbeiteten, die Gefangenen, die sich mit ihnen dort befanden durch sie gebessert wurden."

„Sie hat nie in den Bergwerken gearbeitet," berichtete Pachtin.

Welche große Bedeutung hatte doch das Jahr 56!

Vor drei Jahren dachte niemand an die Labasows, und wenn man ihrer gedachte, so geschah es mit dem Angstgefühl, über das man sich keine Rechenschaft abzulegen vermag und mit dem man von den Leuten spricht, die vor kurzem gestorben sind.

Jetzt aber erinnerten sich alle lebhaft der früheren

Beziehungen, aller vortrefflichen Eigenschaften, und eine jede dieser Damen machte schon Entwürfe, wie sie die Labasows für sich in Beschlag nehmen und durch sie die anderen Gäste verdunkeln könnte.

„Sohn und Tochter sind mit ihnen angekommen," sagte Pachtin.

„Wenn sie nur so hübsch sind, wie die Mutter war," sagte die Gräfin Fux. „Uebrigens war auch der Vater sehr, sehr schön."

„Wie konnten sie dort ihre Kinder erziehen?" sagte die Hausfrau.

„Es heißt, daß sie sehr gut erzogen sind. Man sagt, daß der junge Mann so hübsch, liebenswürdig und gebildet ist, als ob er in Paris aufgewachsen wäre."

„Ich sage dem jungen Mädchen einen großen Erfolg voraus," sagte ein unschönes Mädchen. „Alle diese sibirischen Mädchen haben etwas sehr anmutig Plattes an sich, das aber sehr gefällt."

„Ja, ja," sagte ein anderes Mädchen.

„Da kommt noch eine reiche Braut hinzu," sagte ein drittes Mädchen.

Der alte Oberst deutscher Abstammung, der vor drei Jahren nach Moskau gekommen war, um irgend ein reiches Mädchen zu heiraten, faßte den Entschluß, sich so schnell als möglich, bevor noch die Jugend davon Kenntnis erlange, vorzustellen und seine Werbung anzubringen.

Die Mädchen dachten fast dasselbe in bezug auf den jungen Sibirier.

„Vielleicht ist das der vom Schicksal mir Bestimmte," dachte ein junges Mädchen, das schon seit acht Jahren vergebens Bälle besuchte. „Vielleicht war es zu meinem Besten, daß dieser dumme Chevaliergardist nicht um mich angehalten hat. Ich wäre gewiß unglücklich."

„Na, da werden wieder alle vor Aerger grün werden, wenn auch noch dieser sich in mich verlieben wird," dachte eine junge und schöne Dame.

Man spricht von dem Kleinstädtertum kleiner Städte.

Nichts ist schlimmer als das Kleinstädtertum der höheren Gesellschaftskreise.

Dort giebt es keine neuen Leute, aber die Gesellschaft

ist bereit, jeglichen neuen Ankömmling aufzunehmen, wenn ein solcher auftauchen sollte.

Hier aber werden sie selten, so wie jetzt die Labasows, als zu dem Gesellschaftskreise gehörig anerkannt und in ihm aufgenommen, und das Aufsehen, das diese Leute erregen, ist größer als in einer Kreisstadt.

IV.

„Das ist Moskau, Moskau, das Mütterchen mit den weißen Mauern," sagte Peter Iwanowitsch, als er sich am Morgen die Augen rieb und dem Klang der Kirchenglocken lauschte.

Nichts ruft so sehr die Vergangenheit wach als Klänge, und diese Glockenklänge, Moskauer Klänge, im Verein mit dem Anblick der weißen Mauern vor dem Fenster und dem Wagengerassel, erinnerten ihn so lebhaft nicht nur an das Moskau, das er vor einunddreißig Jahren gekannt hatte, sondern auch an das Moskau mit dem Kreml, den Wohngemächern der alten Zarinnen, dem Glockenturm Iwan der Große u. s. w., das er in sein Herz geschlossen hatte, so daß er eine kindische Freude empfand darüber, daß er ein Russe sei und daß er sich in Moskau befinde.

Nun erschien der bucharische Schlafrock, auf der breiten Brust über dem Kattunhemde aufgeknöpft, die Pfeife mit der Bernsteinspitze, der Bediente mit dem leisen Auftreten, der Thee, Tabakgeruch machte sich bemerkbar, in den Zimmern Chevaliers ließ sich in Unterbrechungen eine laute Mannesstimme vernehmen, die Morgenküsse wurden ausgetauscht und die Stimmen der Tochter und des Sohnes wurden laut, und der Dekabrist fühlte sich ebenso daheim wie in Irkutsk, und als ob er in New-York oder Paris wäre.

Obwohl ich meinen Lesern den Dekabristenhelden gern über alle Schwächen erhaben darstellen möchte, so muß ich doch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, zugestehen, daß sich Peter Iwanowitsch mit besonderer Sorgfalt den Bart abnahm, sich kämmte und sich im Spiegel betrachtete.

Mit dem Rock, der in Sibirien nicht besonders gut

benäht worden, war er nicht zufrieden und knöpfte den Ueberzieher zweimal auf und wieder zu.

Natalja Nikolajewna aber rauschte in das Gastzimmer in einem schwarzen Moirée-Kleid und in solchen Handkrausen und mit solchen Bändern auf der Haube, daß, wenn auch nicht alles nach neuestem Geschmack war, es doch so ausgedacht worden, daß es nicht nur nicht ridicule, sondern im Gegenteil distingué war.

Die Damen besitzen darin einen besonderen sechsten Sinn und einen Scharfblick, der mit nichts zu vergleichen ist.

Sonja war auch so herausgeputzt, daß zwar alles dem vor zwei Jahren herrschenden Geschmack entsprach, man aber doch nicht das Geringste daran auszusetzen hatte.

Die Kleidung der Mutter war dunkel und einfach, die der Tochter hell und einen freundlichen Eindruck erweckend.

Sergei war eben erst aufgewacht, und sie fuhren daher allein zum Gottesdienst.

Der Vater und die Mutter ließen sich im Hintergrund des Wagens nieder, die Tochter setzte sich ihnen gegenüber, Wassili stieg auf den Bock, und die Mietkutsche brachte sie nach dem Kreml.

Als sie ausgestiegen waren, ordneten die Damen ihre Kleider, Peter Iwanowitsch bot seiner Natalja Nikolajewna den Arm, und den Kopf in den Nacken zurückgeworfen, schritt er auf die Kirchenthür zu.

Viele — Kaufleute, Offiziere und allerlei Volk — vermochten nicht zu unterscheiden, was für Leute das seien.

Wer ist dieses sonnverbrannte alte Männchen mit den groben, geraden, von Arbeit zeugenden Furchen im Gesicht, die ein ganz besonderes Aussehen haben, durchaus nicht so wie die Furchen zu sein pflegen, die man im englischen Klub erlangt, das Männchen mit dem schneeweißen Haupt- und Barthaar, mit dem gutmütigen und doch stolzen Blick und den entschiedenen Bewegungen?

Wer ist diese große Frau mit dem vornehmen Auftreten und den müden, getrübten, großen und schönen Augen?

Wer ist das frische, schmucke, kräftige Mädchen, das weder nach dem herrschenden Geschmack gekleidet, noch schüchtern ist?

Es sind weder Kaufleute, noch sind es Deutsche — sind es Herrschaften?

Solche sehen auch nicht so aus, aber es sind ehrwürdige Leute.

So dachten die Leute, die sie in der Kirche sahen, und aus irgend einem Grunde machten sie ihnen rascher und bereitwilliger Platz als den Männern mit den dicken Achselklappen.

Peter Iwanowitsch bewahrte dasselbe erhabene Aussehen wie beim Eintritt und betete ruhig, mit Zurückhaltung, ohne sich zu vergessen.

Natalja Iwanowna war betend auf die Kniee gesunken, zog das Taschentuch hervor und weinte viel während des Lobgesanges.

Sonja gab sich alle Mühe, zu beten.

Es wollte mit dem Beten nicht recht gehen, aber sie sah sich nicht um und bekreuzte sich fleißig.

Sergei war zu Hause geblieben, teils weil er es verschlafen hatte, teils darum, weil er es nicht liebte, beim Gottesdienst zu stehen.

Seine Füße schwollen dabei an, und er konnte es ganz und gar nicht begreifen, wie es kam, daß es ihm gar keine Mühe verursachte, auf Schlittschuhen vierzig Werst zurückzulegen, während es für ihn eine große körperliche Qual war, während zwölf Evangelien zu stehen.

Hauptsächlich war er aber darum zurückgeblieben, weil er fühlte, daß er vor allem neue Kleider brauche.

Er kleidete sich an und begab sich nach der Schmiedebrücke.

Geld hatte er genug.

Seitdem der Sohn das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt, hatte der Vater es sich zur Regel gemacht, ihm so viel Geld zu geben, als er wollte.

Es lag jetzt in seiner Macht, Vater und Mutter vollständig ohne Geld zurückzulassen.

Wie ist mir leid um die zweihundertfünfzig Rubel Silber, welche unnütz in dem Laden des Kaufmanns Kunz ausgegeben wurden, der mit fertigen Kleidern handelte!

Jeder der Herren, denen Sergei begegnete, hatte ihn bereitwillig unterwiesen und hätte es als ein Glück betrachtet, mit ihm einen Anzug bestellen zu gehen.

Doch wie es stets zu geschehen pflegt, war er allen=

inmitten der Menschenmenge, und wie er in seiner Mütze sich auf der Schmiedebrücke durchdrängte, ohne die Kaufläden anzusehen, gelangte er an das Ende der Straße, öffnete dort eine Thür, und kam dann heraus in einem enganliegenden braunen Halbfrack (und man trug damals weite!) in weiten schwarzen Beinkleidern (und man trug damals enge!) und in einer geblümten Atlasweste, welche nicht einer der Herren, die sich bei Chevalier in dem für sie vorbehaltenen Stübchen befanden, seinem Bedienten zu tragen erlauben würde.

Und außerdem hatte Sergei noch vieles gekauft, aber dafür hatte auch Kunz den schlanken Leibschnitt des jungen Mannes angestaunt und erklärt, wie er das jedem zu sagen pflegte, daß er einen ähnlichen nie gesehen habe.

Sergei wußte, daß er einen schönen Leibschnitt hatte, aber das Lob eines fremden Menschen wie Kunz schmeichelte ihm sehr.

Er verließ den Laden um zweihundertfünfzig Rubel leichter, aber sehr schlecht gekleidet, so schlecht, daß der Anzug in zwei Tagen in Wassilis Besitz überging und stets ein unangenehme Erinnerung für Sergei blieb.

Zu Hause angekommen, begab er sich in die Gastzimmer hinab, ließ sich in dem großen Zimmer nieder, nachdem er einen Blick in das Heiligtum geworfen, und bestellte sich ein Frühstück — so sonderbare Speisen, daß der Kellner in der Küche darüber lachte.

Er verlangte auch eine Zeitung und stellte sich, als ob er lese.

Als aber der Kellner im Vertrauen auf die Unerfahrenheit des jungen Mannes ihn auszufragen begann, da sagte er: „Geh Deiner Wege!“ und errötete.

Doch er sagte es in so stolzem Tone, daß jener gehorchte.

Als Vater, Mutter und Tochter nach Hause kamen, fanden sie seinen Anzug ebenfalls vorzüglich.

Erinnern Sie sich des freudigen Gefühls in Ihrer Kindheit, wenn man Sie an Ihrem Namenstage herausgeputzt hatte, Sie zum Gottesdienst führte, und Sie in festlicher Kleidung, mit festlicher Miene und Gemütsstimmung zurückgekehrt, zu Hause Gäste und Gespielen vorfanden? Sie wissen, daß es heute keinen Schulunterricht giebt, daß

auch die Großen den Festtag feiern, daß heute für das ganze Haus ein Ausnahmetag, ein Tag des Vergnügens ist.

Sie wissen, daß Sie allein die Ursache seiner Feierlichkeit sind, daß man Ihnen, Sie mögen thun was Sie wollen, verzeihen werde, und es erscheint Ihnen sonderbar, daß die Leute auf der Straße nicht auch feiern so wer Ihre Hausgenossen, und daß alle Klänge lauter ans Ohr dringen und die Farben heller glänzen — es ist kurz gesagt die besondere Namenstagempfindung.

Etwas Aehnliches empfand Peter Iwanowitsch, als er aus der Kirche heimkam.

Die gestrigen Bemühungen Pachtins waren nicht vergeblich gewesen.

Anstatt der Gespielen fand Peter Iwanowitsch zu Hause einige Besuchskarten hervorragender Moskauer, die es im Jahre 56 für ihre unumgängliche Pflicht hielten, den berühmten Verbannten, den sie drei Jahre früher um keinen Preis der Welt hätten sehen mögen, die größtmögliche Beachtung zu widmen.

In den Augen Chevaliers, des Thürstehers und der Dienerschaft des Gasthofes hatte das Erscheinen von Leuten in eigenen Wagen, die sich nach Peter Iwanowitsch erkundigten, an einem Morgen die Achtung vor ihren Gästen verzehnfacht, und ebenso war dadurch ihr Diensteifer verzehnfacht.

Alles das waren Namenstagsgeschenke für Peter Iwanowitsch.

So viel Lebenserfahrung, so viel Weisheit man auch besitzen mag — Achtungsbezeugungen von Leuten, welche von der Mehrzahl der Menschen geachtet werden, sind stets angenehm.

Peter Iwanowitsch war in fröhlicher Stimmung, als Chevalier unter vielen Verbeugungen ihm einen Wohnungswechsel vorschlug und bat, zu verlangen was immer ihm beliebe, und versicherte, daß er den Besuch Peter Iwanowitsch' als ein Glück betrachte — und als er, während er die Besuchskarten musterte, und sie wieder in die Schale warf, die Namen des Grafen S., des Fürsten D. u. s. w. nannte

Natalja Nikolajewna sagte, daß sie niemanden empfangen und sich sofort zu Maria Iwanowna begeben werde, womit

Peter Iwanowitsch sich einverstanden erklärte, obwohl er gern mit manchem der Besucher gesprochen hätte.

Nur einem der Besucher gelang es, trotz des Verbotes bis zu ihm durchzudringen.

Das war Pachtin.

Wenn man ihn gefragt hätte, weshalb er von der Pretschistenka-Straße nach dem Gasetnij Pereulok gekommen sie, da hätte er keine andere Ursache anzugeben vermocht, als daß er alles Neue und Fesselnde liebe und darum gekommen sei, um Peter Iwanowitsch wie eine Seltenheit zu betrachten.

Eine gewisse Schüchternheit scheint unvermeidlich, wenn man einzig und allein mit solcher Absicht zu einem unbekannten Menschen kommt, aber hier stellt sich das gerade Gegenteil heraus.

Peter Iwanowitsch und sein Sohn und Sophia Petrowna wurden verlegen.

Natalja Nikolajewna war zu sehr grande dame, als daß sie wegen irgend etwas hätte verlegen werden können.

Der müde Blick ihrer wunderschönen schwarzen Augen ruhte ruhig auf Pachtin.

Pachtin aber war lebhaft, voll Selbstzufriedenheit und heiterer Liebenswürdigkeit wie immer.

Er war ein Freund Maria Iwanownas.

„Ah!“ sagte Natalja Nikolajewna.

„Freund kann ich eigentlich nicht sagen . . der Unterschied im Alter ist zu groß . . . doch sie war stets gut gegen mich.“

Pachtin war ein alter Verehrer Peter Iwanowitsch'.

Er kannte seine Genossen.

Er hoffte den Ankömmlingen nützlich sein zu können.

Er wäre schon gestern gekommen, aber es war ihm nicht möglich, und er bat deshalb um Entschuldigung und setzte sich und sprach lange.

„Ja, ich muß Ihnen sagen, daß ich in Rußland seit jener Zeit vieles verändert gefunden habe,“ sagte Peter Iwanowitsch als Antwort auf eine Frage.

Sobald nur Peter Iwanowitsch zu sprechen begann, mußte man sehen, mit welcher ehrfurchtsvollen Aufmerksamkeit Pachtin jedes Wort aufnahm, das aus dem Munde

des berühmten alten Herrn kam, und wie Pachtin nach jedem Wort durch Kopfnicken, Lächeln oder Augenaufschlag zu erkennen gab, daß er einen für ihn denkwürdigen Satz oder ein denkwürdiges Wort gehört und vernommen habe.

Ein müder Blick billigte dies Verfahren.

Sergei Petrowitsch schien zu befürchten, daß die Aeußerungen des Vaters nicht bedeutend genug, der Aufmerksamkeit des Zuhörers entsprechend sein werden.

Sophia Petrowna dagegen lachte so unmerklich und selbstgefällig, wie Leute lachen, welche die lächerliche Seite eines Menschen bemerken.

Peter Iwanowitsch erklärte, daß er auf seiner Reise ungeheure Veränderungen bemerkt, die ihn erfreut hätten.

„Das Volk, der Bauer, hat sich unvergleichlich gehoben, das Bewußtsein seines eigenen Wertes hat sich gesteigert," sagte er, alte Redensarten wiederholend. „Und ich muß sagen, daß das Volk mehr wie alles andere meine Teilnahme erregt hat und noch erregt. Ich bin der Meinung, daß Rußlands Stärke nicht in uns liegt, sondern im Volke u. s. w."

Peter Iwanowitsch entwickelte mit dem ihm eigenen Feuer seine mehr oder minder eigenen Gedanken in bezug auf wichtige Fragen.

Wir werden sie später noch ausführlicher kennen lernen.

Pachtin schwamm in Entzücken und war vollkommen mit allem einverstanden.

„Sie müssen unbedingt die Axatows kennen lernen . . gestatten Sie mir, sie Ihnen vorzustellen Fürst? Man hat ihm jetzt die Bewilligung zur Herausgabe seiner Zeitung erteilt, morgen soll die erste Nummer erscheinen. Ich habe auch seinen bewundernswerten Aufsatz über die Folgerungen aus der wissenschaftlichen Theorie in der Abstraktion gelesen . . . außerordentlich fesselnd! Dann ist noch ein Aufsatz darin . . . Geschichte Serbiens im achten Jahrhundert . . . gleichfalls sehr fesselnd. Es ist überhaupt ein riesiges Unternehmen."

„So, so!" sagte Peter Iwanowitsch.

Doch ihn fesselten sichtlich die Nachrichten nicht, er kannte auch die Namen und Verdienste all dieser Leute nicht, welche Pachtin als jedermann bekannt bezeichnete.

Natalja Nikolajewna, welche nicht bestritt, daß ihr Mann alle diese Leute und Verhältnisse kennen müßte, bemerkte zu seiner Rechtfertigung, daß Pierre die Zeitungen sehr spät erhalten habe, aber er lese ziemlich viel.

„Vater, werden wir zur Tante fahren?“ sagte Sonja, indem sie in das Zimmer trat.

„Wir werden fahren, doch erst müssen wir frühstücken. Ist Ihnen etwas gefällig?“

Pachtin lehnte selbstverständlich ab, aber Peter Iwanowitsch bestand mit der dem Russen überhaupt und ihm insbesondere eigenen Gastfreundschaft darauf, daß Pachtin etwas esse und trinke.

Er selbst trank ein Gläschen Brantwein und ein Glas Bordeaux.

Pachtin bemerkte, daß, wie er den Wein einschenkte, Natalja Nikolajewna sich unversehens von dem Glase wegwandte und der Sohn so eigentümlich die Hände des Vaters ansah.

Nachdem er das Glas Wein ausgetrunken, antwortete Peter Iwanowitsch auf Pachtins Fragen, wie er über das Schriftentum, über die neue Richtung der Regierung, über Krieg und Frieden denke (Pachtin verstand es, die verschiedenartigsten Gegenstände in einem sinnlosen, aber fließenden Gespräch zu vereinigen) — auf diese Fragen antwortete Peter Iwanowitsch mit einer allgemeinen profession de foi, und war es der Wein oder der Gegenstand des Gespräches, er geriet so in Hitze, daß ihm Thränen in die Augen traten und daß auch Pachtin hingerissen wurde und auch seine Augen sich mit Thränen füllten, und er ungescheut seine Ueberzeugung aussprach, daß Peter Iwanowitsch jetzt an der Spitze aller ersten Männer stehe und das Haupt aller Parteien werden müsse.

Peter Iwanowitsch’ Augen flammten auf, er glaubte, was Pachtin sprach, und er hätte noch lange gesprochen, wenn Sophia Petrowna nicht Natalja Nikolajewna angestiftet, die Mantille anzuziehen — und wenn sie nicht selbst Peter Iwanowitsch zum Aufbruch gedrängt hätte.

Er goß den Rest des Weines in sein Glas, aber Sophia Petrowna trank es aus.

„Was machst Du da?“

„Ich habe noch nicht getrunken, Vater . . . pardon!"

Er lächelte.

„Na, wir wollen zu Maria Iwanowna fahren. Sie werden uns entschuldigen, Herr Pachtin."

Und hoch erhobenen Hauptes ging Peter Iwanowitsch hinaus.

Im Hausflur begegnete er einem General, der zu dem alten Bekannten zu Besuch kam.

Sie hatten sich einunddreißig Jahre nicht gesehen.

Der General hatte keine Zähne mehr und war kahlköpfig.

„Und Du bist noch frisch und munter," sagte er. „Man sieht, daß Sibirien besser ist als Petersburg. Das sind Deine Angehörigen . . . stelle mich vor. Welch ein stattlicher junger Mann ist Dein Sohn! Also morgen speisen wir zusammen."

„Ja, ja, unbedingt."

Auf der Vortreppe traf Peter Iwanowitsch den berühmten Tschichajew, gleichfalls einen alten Bekannten.

„Wie habt Ihr denn erfahren, daß ich angekommen bin?"

„Es wäre eine Schmach für Moskau, wenn es das nicht wüßte. Es ist ohnehin eine Schmach, daß man Euch nicht beim Stadtthor empfangen hat . . . Wo speiset Ihr zu Mittag? Jedenfalls bei der Schwester Maria Iwanowna.. Na, wunderschön! Ich komme auch hin . . ."

Peter Iwanowitsch erschien zwar stets einem jeden, der unter der äußeren Hülle nicht die unsägliche Güte zu erkennen vermochte, als ein stolzer Mann, jetzt aber freute sich sogar Natalja Nikolajewna über sein ungewöhnlich erhabenes Auftreten, und Sophia Petrownas Augen lächelten, wenn sie ihn ansah.

Sie kamen zu Maria Iwanowna.

Maria Iwanowna war die Taufpatin Peter Iwanowitsch' und zehn Jahre älter als er.

Sie war eine alte Jungfer.

Ihre Geschichte, warum sie nicht geheiratet und wie sie ihre Jugend verlebt, werde ich an anderer Stelle erzählen.

Sie hatte Moskau seit vierzig Jahren nicht verlassen.

Sie besaß weder großen Verstand, noch großes Vermögen, und legte keinen Wert auf Verbindungen, aber trotzdem gab es keinen Menschen, der sie nicht achtete.

Sie war so überzeugt, das alle sie achten müßten, daß alle sie wirklich achteten.

Es gab junge freisinnige Leute von der Hochschule, die ihre Zuständigkeit nicht anerkannten, doch diese Herren srpachen gegen sie nur in ihrer Abwesenheit.

Sie brauchte bloß mit ihrer erhabenen Haltung in das Gastzimmer zu treten, in ihrer ruhigen Sprechweise zu sprechen beginnen, so freundlich zu lächeln, wie sie es gewohnt war — und ihr Widerstand war gebrochen.

Sie betrachtete Moskau genau so wie ihre Hausleute und verkehrte auch so mit ihm.

Ihre Gesellschaft bestand meist aus jungen Leuten und aus erfahrenen Männern.

Frauen liebte sie nicht.

Es gab bei ihr auch solche Tischgenossen und Tischgenossinnen, welche unser Schriftentum, ich weiß nicht warum, zugleich mit dem ungarischen Rock und den Generälen in derselben Verachtung einbegriffen hat, aber Maria Iwanowna war der Ansicht, daß Skopin, der sein Vermögen verspielt hatte, und die von ihrem Mann fortgejagte Frau Beschewa besser bei ihr leben konnten als in Armut, und sie behielt sie bei sich.

Sehr lebhafte Gefühle brachte aber Maria Iwanowna in ihrem jetzigen Leben ihren beiden Brüdern entgegen.

Peter Iwanowitsch war ihr Abgott.

Den Fürsten Iwan haßte sie.

Sie wußte nicht, daß Peter Iwanowitsch angekommen war.

Sie war beim Gottesdienst gewesen und hatte soeben Kaffee getrunken.

Ein Moskauer Vikar, die Beschewa und Skopin saßen mit ihr am Tische.

Maria Iwanowna erzählte ihnen von dem jungen Grafen W., dem Sohn von P. S. der aus Sewastopol zurückgekommen, und in den sie verliebt war.

Sie hatte beständig solche Leidenschaften.

Heute sollte er bei ihr zu Mittag speisen.

Der Vikar stand auf und verabschiedete sich.

Maria Iwanowna hielt ihn nicht zurück, sie huldigte, in dieser Beziehung freien Anschauungen.

Sie war fromm, aber sie liebte die Mönche nicht

verspottete die Frauen, welche den Mönchen nachliefen, und erkärte kühn, daß ihrer Meinung nach die Mönche eben solche Leute seien, wie wir sündhaften Menschen, und daß man in der Welt eher selig werden könne als im Kloster.

„Geben Sie Befehl, niemanden vorzulassen, mein Lieber," sagte sie. „Ich werde Pierre schreiben. Ich begreife nicht, warum er nicht kommt. Wahrscheinlich ist Natalja Nikolajewna erkrankt."

Maria Iwanowna war der Ueberzeugung, daß Natalja Nikolajewna sie nicht liebe und ihre Feindin sei.

Sie konnte es ihr nicht verzeihen, daß nicht sie, die Schwester, sondern Natalja Nikolajewna ihm ihr Vermögen zur Verfügung gestellt und ihm nach Sibirien gefolgt war, und daß ihr Bruder es ihr entschieden abgeschlagen, als sie sich zum Aufbruch vorbereitete.

Nach einunddreißig Jahren begann sie mitunter dem Bruder zu glauben, daß Natalja Nikolajewna die beste Frau der Welt sei und daß sie sein Schutzengel gewesen, aber sie war neidisch auf sie und es schien ihr beständig, daß sie eine schlechte Frau sei.

Sie stand auf, schritt durch das Zimmer und wollte sich in ihr Zimmer begeben, als die Thür sich öffnete und das runzlige, graue Gesicht der Beschewa, in dem sich freudige Ueberraschung ausprägte, in der Thür erschien.

„Maria Iwanowna, fassen Sie sich!" sagte sie.

„Ist ein Brief gekommen?"

„Nein, mehr . . ."

Doch sie hatte den Satz noch nicht vollendet, als schon im Vorzimmer eine laute Männerstimme sich vernehmen ließ:

„Wo ist sie denn? Komm Nataschа!"

„Er!" sagte Maria Iwanowna, und mit großen, festen Schritten ging sie dem Bruder entgegen.

Sie begrüßte sie, als ob sie erst seit gestern sie nicht gesehen hätte.

„Wann bist Du angekommen? Wo bist Du abgestiegen? Wie kommst Du her, im Mietwagen?"

Solche Fragen stellte Maria Iwanowna, während sie mit ihnen in das Gastzimmer ging, und sie hörte nicht auf ihre Antworten und sah bald den einen, bald den andern mit großen Augen an.

Die Beschewa staunte über diese Ruhe, ja Gleichgiltigkeit, und billigte sie nicht.

Alle küßten sich, das Gespräch verstummte.

Maria Iwanowna betrachtete schweigend, ernst den Bruder.

„Wie geht es Ihnen?" sagte Peter Iwanowitsch, indem er lächelnd ihre Hand ergriff.

Peter Iwanowitsch redete sie mit „Sie" an, sie aber nannte ihn „Du".

Maria Iwanowna warf nochmals einen Blick auf seinen grauen Bart, seinen kahlen Kopf, seine Zähne, seine Runzeln, auf die Augen und das sonnverbrannte Gesicht, und erkannte das alles.

„Das ist meine Sonja!" sagte er.

Doch sie sah sich nicht um.

„Was bist Du doch für ein schlech . . ."

„Was bist Du doch für ein schlechter Mensch," hatte sie sagen wollen, „daß Du mich nicht vorher benachrichtigt hast . . ." aber die Schultern und die Brust erbebten, es zuckte in dem greisen Antlitz, und sie brach in Schluchzen aus indem sie seinen kahlen Kopf an ihre Brust drückte, und wiederholte:

„Was bist Du doch für ein schlechter Mensch, daß Du mich nicht benachrichtigt hast!"

Peter Iwanowitsch erschien sich nicht mehr als der große Mann, nicht mehr so ehrwürdig, wie auf der Vortreppe bei Chevalier.

Er saß in den Sessel gelehnt da, aber seinen Kopf hielt die Schwester in den Händen, seine Nase preßte sich gegen ihr Mieder, und er empfand ein Kitzeln in der Nase und Thränen standen in seinen Augen.

Doch ihm war wohl dabei.

Als der Ausbruch der Freudenthränen vorüber war, begriff und glaubte Maria Iwanowna erst, was geschehen war, und begann alle zu betrachten.

Doch noch mehrmals im Verlaufe des Tages, sobald sie sich erinnerte, wie er einst war, wie sie damals war und wie sie jetzt aussahen, und als alles lebhaft vor ihren Augen auftaucht, das damalige Unglück und die damaligen Freuden und ihr liebevolles Verhältnis, da über-

wältigte sie aufs neue die Rührung, und sie stand auf und wiederholte:

„Was bist Du doch für ein schlechter Mensch, Petruscha, daß Du mich nicht benachrichtigt hast! . . . Warum seid Ihr denn nicht geradenwegs zu mir gekommen? Ich hätte Euch untergebracht," sagte Maria Iwanowna. „Wenigstens werdet Ihr bei mir zu Mittag essen. Du wirst Dich bei mir nicht langweilen, Sergei, bei mir speist ein junger Held aus Sewastopol. Und kennst Du nicht den von Nikolai Sohn Michailowitsch? Er ist Schriftsteller, hat etwas Vortreffliches geschrieben. Ich habe es nicht gelesen, aber man lobt es, und er ist ein lieber Bursch, ich werde auch ihn einladen, Tschichajew wollte gleichfalls kommen. Na, der ist ein Schwätzer, ich liebe ihn nicht. War er schon bei Dir? Und Nikita hast Du gesehen . . . Na, das ist alles dummes Zeug! Was hast Du denn vor? Und wie steht es mit Ihrer Gesundheit Natalja? Was werden Sie nun mit diesem wackern jungen Mann, mit dieser jungen Schönen beginnen?"

Vor dem Mittagessen fuhr Natalja Nikolajewna mit den Kindern zu der alten Tante, Bruder und Schwester blieben allein, und er begann ihr seine Entwürfe für die Zukunft auseinander zu setzen.

„Sonja ist erwachsen, sie muß in die Gesellschaft eingeführt werden, also müssen wir in Moskau leben," sagte Maria Iwanowna.

„Um keinen Preis!"

„Sergei muß dienen."

„Um keinen Preis!"

„Du bist immer noch so verrückt!"

Doch trotzdem liebte sie den Verrückten.

„Vorerst müssen wir hier bleiben, dann fahre ich ins Dorf und werde den Kindern alles zeigen."

„Es ist mein Grundsatz, mich nicht in häusliche Angelegenheiten anderer zu mischen und keine Ratschläge zu erteilen," sagte Maria Iwanowna, nachdem sich ihre Aufregung gelegt hatte. „Ein junger Mann muß dienen, das habe ich stets gedacht und das denke ich auch jetzt . . . und jetzt mehr denn je. Du weißt nicht, wie die jetzige Jugend ist, Petruscha. Ich kenne sie alle. Da ist der Sohn des Fürsten Dmitri ganz verkommen. Sie sind

selbst daran schuld. Ich fürchte mich ja vor niemandem, ich bin eine alte Frau. Aber es ist nicht gut."

Und sie begann von der Regierung zu sprechen.

Sie war mit ihr unzufrieden wegen der übermäßigen Freiheit, welche allgemein gestattet wurde.

„Nur eins haben sie gut gemacht: daß sie Dich frei ließen. Das ist gut!"

Petruscha versuchte die Regierung in Schutz zu nehmen aber mit Maria Iwanowna war es eine andere Sache als mit Pachtin.

Er konnte sie nicht überzeugen. Sie geriet in Hitze.

„Na, wozu sie noch in Schutz nehmen! Hast Du sie etwa in Schutz zu nehmen? Ich sehe, Du bist immer noch so unvernünftig wie früher."

Peter Iwanowitsch schwieg, aber sein Lächeln verriet, daß er nicht die Waffen streckte, sondern daß er mit Maria Iwanowna nicht streiten wolle.

„Du lächelst! Wir kennen das. Du willst mit mir, mit einem alten Weib nicht streiten," sagte sie lustig und freundlich, indem sie den Bruder so zärtlich und verständnisvoll ansah, wie man es von ihrem derb durchfurchten Greisenantlitz gar nicht erwarten konnte. „Mit mir wirst Du nicht in Streit geraten, Freundchen. Ich bin ja bald siebzig Jahre alt. Ich habe auch nicht blind in den Tag hineingelebt, habe manches gesehen und begriffen. Euere Bücher habe ich nicht gelesen und werde sie nicht lesen. Die Bücher enthalten Unsinn!"

„Nun, wie gefallen Ihnen meine Kinder? Sergei?" sagte Peter Iwanowitsch mit demselben Lächeln.

„Na, na!" erwiederte die Schwester und drohte ihm mit dem Finger. „Lenke das Gespräch nicht auf die Kinder hinüber, wir wollen jetzt von dieser Angelegenheit sprechen. Was ich sagen wollte: Du warst immer unvernünftig und bist es geblieben, das sehe ich Dir an den Augen an. Man wird Dich jetzt auf den Händen tragen. Das ist so Zeitsitte. Euch zu feiern, ist Zeitsitte. Ja, ja, ich sehe es Dir an den Augen an, daß Du ebenso unvernünftig bist, wie Du warst, fügte sie als Antwort auf sein Lächeln hinzu. Ich bitte Dich in Christi Namen, bleibe all diesen heutigen Freisinnigen fern! Gott weiß, wie sie sich dort

drehen. Nur wird dies alles kein gutes Ende nehmen. Und unsere Regierung schweigt jetzt, aber nachher wird sie die Krallen zeigen ... gedenke meiner Worte! Ich fürchte, Du könntest wieder in etwas verwickelt werden. Laß es sein! Es ist alles dummes Zeug! Du hast Kinder."

„Sie kennen mich offenbar nicht Maria Iwanowna," sagte der Bruder.

„Schon gut, schon gut, das wird sich schon zeigen ... ob ich Dich nicht kenne, oder ob Du selbst Dich nicht kennest. Ich habe bloß gesagt, was ich auf dem Herzen hatte. Wenn Du mir folgst, gut! Nun laß uns von Sergei sprechen! Wie führt er sich auf?"

„Er hat mir nicht sehr gefallen," hatte sie sagen wollen, aber sie sagte bloß:

„Er gleicht der Mutter wie ein Wassertropfen dem andern. Da hat mir deine Sonja sehr gefallen, sehr .. sie hat etwas Liebes, Aufrichtiges. Es ist ein liebes Mädchen. Wo ist sie denn Sonjuschka? Ach, ich habe es vergessen ..."

„Wie soll ich Ihnen sagen? Sonja wird eine gute Frau und eine gute Mutter sein, aber mein Sergei ist klug, sehr klug, das nimmt ihm niemand. Er hat sehr gut gelernt ... allerdings ein wenig träg. Er hat große Vorliebe für die Naturwissenschaften. Wir waren glücklich, wir hatten einen vortrefflichen Lehrer. Er will hier die Hochschule besuchen."

Maria Iwanowna hörte fast gar nicht zu, sobald der Bruder angefangen hatte, von den Naturwissenschaften zu sprechen. Ihr war plötzlich so traurig zu Mute geworden ... besonders, als er von Chemie sprach. Sie seufzte tief auf und antwortete unmittelbar auf die Reihe von Gedanken, welche die Naturwissenschaften in ihr hervorgerufen hatten ...

„Wenn Du wüßtest, wie mir leid um sie ist, Petruscha!" sagte sie mit aufrichtiger, stiller und ergebener Trauer. „So leid, so leid! Sie haben das ganze Leben vor sich. Was werden Sie noch zu erdulden haben!"

„Man muß hoffen, daß ihr Leben glücklicher sein werde als das unsere."

„Gott gebe es! Gott gebe es! Das Leben ist ja eine

Last, Petruscha! Folge mir nur in einem, mein Lieber! Klügle nur nicht! Was bist Du doch für ein Thor, Petruscha, ach, was für ein Thor bist Du! . . . Doch ich habe Anordnungen zu treffen . . . Ich habe eine Menge Leute eingeladen, und was werde ich ihnen vorsetzen?"

Sie seufzte, wandte sich ab und klingelte.

„Rufe Taraß!" befahl sie.

„Ist der Alte immer noch bei Ihnen?" fragte der Bruder.

„Immer noch. Was denn, er ist ja ein Junge im Vergleich mit mir."

Taraß war etwas ärgerlich, aber er übernahm es, alles zu besorgen.

Bald darauf traten mit den Kleidern rauschend Natalja Nikolajewna und Sonja ins Zimmer, schnaubend vor Kälte und glückstrahlend.

Sergei blieb im Hintergrunde bei den gekauften Sachen.

„Laß mich sie ansehen!"

Maria Iwanowna nahm Sonjas Gesicht zwischen ihre Hände.

Natalja Nikolajewna erzählte . . .

Spätere Umarbeitung.

I.

Am 2. August 1817 wurde im sechsten Departement des Verwaltungs-Senats der Landstreit zwischen den Bauern des Kirchdorfes Islegoschtschi und Tschernyschew zu gunsten der Bauern und gegen Tschernyschew entschieden.

Für Tschernyschew war die Entscheidung ein unerwartetes und schwerwiegendes, unglückliches Ereignis.

Der Rechtsstreit zog sich schon fünf Jahre hin.

Von dem Bevollmächtigten des reichen, dreitausend Seelen zählenden Kirchdorfes Islegoschtschi anhängig gemacht, war er beim Kreisgericht von den Bauern gewonnen worden, als aber Fürst Tschernyschew auf den Rat eines vom Fürsten Saltikow gekauften Hofknechtes, des Sachwalters von Ilja Mitrophanitsch, die Sache vor das Gouvernementsgericht brachte, gewann er den Rechtsstreit, und die Bauern von Islegoschtschi wurden außerdem insofern bestraft, als man sechs derselben, die den Feldmesser beschimpft hatten, ins Gefängnis sperrte.

Dann hatte sich Fürst Tschernyschew in der ihm eigenen, gutmütigen und heiteren Sorglosigkeit vollkommen beruhigt, umsomehr als er bestimmt wußte, daß er sich keiner Felder „bemächtigt“ hatte, die den Bauern gehörten, wie es in der Bittschrift der Bauern gesagt war.

Wenn überhaupt Bauernland in Besitz genommen worden, so war das durch seinen Vater geschehen, und seitdem waren mehr als vierzig Jahre vergangen.

Er wußte, daß die Bauern von Islegoschtschi auch ohne diese Felder gut leben, daß sie dieselben nicht brauchen und daß sie bisher mit ihm gute Nachbarschaft gehalten, und konnte nicht begreifen, weshalb sie plötzlich gegen ihn so in Harnisch geraten waren.

Er wußte, daß er niemandem Unrecht that und niemandem Unrecht thun wollte, mit allen liebevoll verkehrte, und glaubte darum nicht, daß jemand ihm Unrecht zufügen könnte.

Er haßte das Ränkemachen und gab sich darum beim Senat keine Mühe, trotz der Ratschläge und Vorstellungen seines Rechtskundigen Ilja Mitrophanitsch.

Nachdem er die Berufungsfrist hatte verstreichen lassen, verlor er den Rechtsstreit beim Senat, und verlor ihn so, daß ihm der völlige Untergang bevorstand.

Nach der Entscheidung des Senats wurden ihm nicht bloß fünftausend Deßjatinen abgesprochen, sondern überdies noch für die unrechtmäßige Entziehung dieses Landes hundertsiebentausend Deßjatinen den Bauern als Entschädigung zugesprochen.

Fürst Tschernyschew besaß achttausend Seelen, aber sein ganzes Besitztum war verpfändet, er hatte viele Schulden, und diese Entscheidung des Senats brachte ihn mit seiner ganzen Familie an den Bettelstab.

Er hatte einen Sohn und fünf Töchter.

Nun, als es zu spät war, begann er beim Senat Schritte zu thun.

Nach der Behauptung Ilja Mitrophanitsch' war die einzige Rettung eine Bittschrift an des Kaisers Majestät und die Verweisung des Rechtsstreites an den Reichsrat.

Um das zu erreichen, mußte man die Bitte selbst einem der Minister oder Mitglieder des Reichsrats vortragen, oder, was noch besser war, sich an den Kaiser selbst wenden.

Nachdem er sich über das alles klar geworden, begab sich Fürst Grigori Iwanowitsch im Herbste des Jahres 1817 von seinem geliebten Studenetz, wo er ununterbrochen gelebt hatte, nach Moskau.

Er reiste nach Moskau und nicht nach Petersburg, weil in diesem Herbst der Kaiser mit dem ganzen Hofe, mit allen hohen Würdenträgern und einem Teil der Garde, in welcher der Sohn Grigori Iwanowitsch' diente, zur Grundsteinlegung der Erlöserkirche, die zum Andenken an die Befreiung Rußlands von dem Franzoseneinfall erbaut werden sollte, nach Moskau kommen mußte.

Fürst Grigori Iwanowitsch brach noch im August, sofort nach Empfang der schrecklichen Nachricht von der Entscheidung des Senats nach Moskau auf.

Ein Hofknecht wurde vorausgesandt, um das dem Fürsten gehörige Haus in der Arbatstraße in Bereitschaft zu setzen,

und dorthin ging auch ein Wagenzug mit Einrichtungsgegenständen, Dienstleuten, Pferden, Wagen und Vorräten ab.

Im September kam der Fürst mit allen seinen Angehörigen in sieben Wagen mit seinen eigenen Pferden nach Moskau und bezog sein Haus.

Bekannte, Verwandte aus der Provinz und aus Petersburg Zugereiste begannen sich im September in Moskau zu versammeln.

Das Moskauer Leben selbst mit seinen Belustigungen, die Ankunft des Sohnes, die Ausfahrten der Töchter und die Erfolge der ältesten Tochter Alexandra, der einzigen Blondine unter den schwarzhaarigen Töchtern Tschernyschews, nahmen den Fürsten so in Anspruch und zerstreuten ihn so, daß er, unbekümmert darum, wie er hier in Moskau verausgabte, was ihm vielleicht nach Bezahlung aller Schulden übrig bleiben würde, seinen Rechtsstreit völlig vergaß und sich belästigt und gelangweilt fühlte, wenn Ilja Mitrophanitsch von demselben sprach, und daß er noch gar nichts gethan hatte, um sich den Erfog zu sichern.

Iwan Mironowitsch Bauschkin, der Hauptvertrauensmann der Bauern, der mit solchem Eifer ihren Rechtsstreit vor dem Senat gegen den Fürsten geführt hatte, alle geraden und Schleichwege zu den Geheimschreibern und Tischvorstehern kannte und die von den Bauern zusammengebrachten zehntausend Rubel so geschickt in Petersburg zu Geschenken verwendet hatte, unterbrach jetzt auch seine Thätigkeit und kehrt in das Dorf zurück, wo er für das zu seiner Belohnung gesammelte Geld und für das von den Geschenkgeldern erübrigte einem benachbarten Gutsbesitzer ein Stück Wald abkaufte und darin ein Haus erbaute, in welchem er seine Arbeitsstube einrichtete.

Der Rechtsstreit war nun vor dem obern Gerichtshof zu Ende geführt und mußte nun ruhig seinen Lauf nehmen.

Von allen in diesen Rechtsstreit Verwickelten vermochten ihn nur die sechs Bauern, die schon seit sieben Monaten im Gefängnis saßen, und ihre der Häupter beraubten Familien nicht zu vergessen.

Doch das ließ sich nicht ändern sie saßen im Gefängnis und ihre Familien bemühten sich, ohne sie auszukommen.

Bitten konnten nicht helfen.

Iwan Mironowitsch sagte selbst, daß er diesen Fall nicht übernehmen könne, daß das kein Fall sei, der vor den Friedensrichter oder das Zivilgericht gehöre, sondern ein Straffall.

Die Bauern saßen im Gefängnis und niemand bemühte sich ihretwegen.

Nur die Familie des Michail Gerasimowitsch, namentlich sein Weib Tichonowna, konnte sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, daß ihr Goldmännchen, der alte Gerasimytsch, mit geschorenem Kopfe im Gefängnis sitze.

Die Tichonowna konnte nicht ruhig bleiben.

Sie bat Mironytsch sich der Sache anzunehmen.

Mironytsch schlug es ihr ab.

Da beschloß sie, eine Wallfahrt zu unternehmen, um für den Alten zu beten.

Sie hatte schon vor einem Jahre eine Wallfahrt zu den Gebeinen eines Heiligen gelobt, dieselbe aber wegen Mangels an Zeit und weil sie den jungen Frauen die Wirtschaft nicht überlassen wollte, auf das nächste Jahr verschoben.

Jetzt, als das Unglück eintrat und Gerasimytsch eingesperrt wurde, erinnerte sie sich ihres Gelübdes.

Sie ließ die Wirtschaft nun Wirtschaft sein und trat mit einer Diakonissin aus dem Dorfe die Wallfahrt an.

Zuerst begaben sie sich in die Kreisstadt, wo der Alte im Gefängnis saß, überbrachten ihm einige Hemden und wanderten von dort über die Gouvernementsstadt nach Moskau.

Unterwegs erzählte die Tichodowna ihr Leid und die Diakonissin riet ihr, sich an den Zaren zu wenden, der, wie sie gehört hatte, in Pensa sein werde, wobei sie ihr mehrere Fälle von Begnadigungen durch den Zaren erzählte.

Als sie nach Pensa kamen, erfuhren die Pilgerinnen daß nach Pensa nicht der Zar, sondern der Bruder des Zaren, Großfürst Nikolai Pawlowitsch gekommen war.

Als er die Kathedrale in Pensa verließ, drängte sich die Tichonowna vor, fiel auf die Kniee und begann für ihren Mann zu bitten.

Der Großfürst war erstaunt, der Gouverneur wurde zornig und die Alte wurde nach dem Polizeigefängnis gebracht.

Am nächsten Tag ließ man sie frei und die Tichonowna wanderte weiter, nach dem Dreifaltigkeitskloster.

Im Dreifaltigkeitskloster fastete sie und beichtete dem Vater Paisij.

In der Beichte erzählte sie ihm ihr Leid und bereute, daß sie den Bruder des Zaren um Gnade gebeten hatte.

Vater Paisij erklärte ihr, daß das keine Sünde sei, und daß es auch keine Sünde sei, wenn man sich in einer gerechten Sache an den Zaren wende, und entließ sie.

Sie war auch in Chotkow bei der Mutter Gottes, und die Mutter Gottes hieß sie, den Zaren selbst zu bitten.

Die Tichonowna begab sich daher auf dem Rückwege mit der Diakonissin nach Moskau zu den heiligen Stätten.

Dort erfuhr sie, daß der Zar in Moskau sei, und sie dachte nun, daß Gott ihr sichtlich befehle, den Zaren um Gnade zu bitten.

Es handelte sich bloß noch um die Anfertigung einer Bittschrift.

In Moskau kehrten die Pilgerinnen in einem Posthof ein.

Sie baten, man möge sie übernachten lassen, und man gestattete es ihnen.

Nach dem Abendessen legte sich die Diakonissin auf den Ofen, und die Tichonowna lagerte sich, nachdem sie ihren Quersack unter den Kopf geschoben, auf der Bank und schlief ein.

Am Morgen stand die Tichonowna noch vor Tagesanbruch auf, und weckte die Diakonissin, und nur der Hausknecht rief sie an, als sie in den Hof hinausging.

„Du bist früh aufgestanden, Mütterchen,“ redete er sie an.

„Bevor wir hinkommen, Wohlthäter, hat die Frühmesse begonnen,“ erwiderte die Tichonowna.

„Gott sei mit Dir, Mütterchen!“

„Christus gebe Dir die ewige Seligkeit,“ sagte die Tichonowna, und die Pilgerinnen gingen zum Kreml.

II.

Nachdem sie der Frühmesse und dem Hochamt beigewohnt und vor den Heiligenbildern niedergekniet, begaben sich die beiden Alten, mühsam den Weg erfragend, zum Hause Tschernyschews.

Die Diakonissin hatte gesagt, daß die alte Frau ihr dringend aufgetragen habe, bei ihr vorzusprechen, und daß sie alle Pilger empfange.

„Dort werden wir auch jemanden finden, der uns die Bittschrift aufsetzt," sagte die Diakonissin, und die Pilgerinnen irrten in den Straßen umher, sich nach dem Weg erkundigend.

Die Diakonissin war einmal dort gewesen, aber sie hatte den Weg vergessen.

Zweimal wurden sie fast überfahren, man schrie sie an, schimpfte sie.

Einmal ergriff ein Schutzmann die Diakonissin bei den Schultern und versetzte ihr einen Stoß, indem er ihr untersagte, durch die Straße zu gehen, durch welche sie gingen, und sie in ein Nebengäßchen wies.

Die Tichonowna wußte nicht, daß man sie namentlich deshalb vertrieb, weil durch diese Straße derselbe Zar fahren sollte, an den sie beständig dachte und an den sie ein Gesuch zu schreiben und ihm zu überreichen beabsichtigte.

Die Diakonissin ging wie stets schwerfällig und Mitleid erregend.

Die Tichonowna schritt wie gewöhnlich leicht und herzhaft einher, wie ein junges Weib.

Dicht beim Thor blieben die Pilgerinnen stehen.

Die Diakonissin erkannte den Hof nicht.

Da stand ein neues Gesindehaus, das früher nicht da war.

Doch nachdem sie den Brunnen mit der Pumpe in einer Ecke des Hofes betrachtet, erkannte die Diakonissin den Hof wieder.

Die Hunde begannen zu heulen und stürzten sich auf die Alten mit den Pilgerstäben.

„Fürchtet Euch nicht, Tantchen, sie thun Euch nichts! Uh! Ihr niederträchtigen Kerle!" schrie der Hausknecht die Hunde an, indem er ihnen mit dem Kehrbesen drohte. „Ihr seid doch selbst vom Dorfe und seid so auf die Dorfleute erpicht. Hierher komm! Willst Du liegen bleiben!"

Doch die Diakonissin, die sich vor den Hunden fürchtete, setzte sich auf eine Bank neben dem Thor und bat den Hausknecht sie zu geleiten.

Die Tichonowna machte dem Hausknecht gewohnheits-

gemäß eine Verbeugung, und auf ihren Stab gestützt, die fest mit Lappen umwickelten F"ße breit auseinander gespreizt, blieb sie neben der Diakonissin stehen, indem sie so wie stets ruhig vor sich hin blickte und den sich nähernden Hausknecht erwartete.

„Wen suchet Ihr?" fragte der Hausknecht.

„Hast Du uns denn nicht erkannt, Wohlthäter!" sagte die Diakonissin. „Wir haben die Heiligengräber besucht und kommen nun zu Ihrer Erlaucht."

„Ihr seid aus Islegoschtschi!" sagte der Hausknecht. „Die Frau des alten Diakons? . . . Gehet in die Stube. Bei uns wird empfangen, man weist niemanden ab . . . Und wer ist diese hier?"

Er wies auf die Tichonowna.

„Ich bin auch aus Islegoschlschi, Gerasimows Weib.. Du kennst mich wohl?" sagte die Tichonowna. „Ich bin auch aus Islegoschtschi."

„Wie denn . . . es hieß doch, daß man Euern Mann eingesperrt habe?"

Die Tichonowna erwiderte nicht, sie seufzte nur und schob mit ungestümer Bewegung Quersack und Pelz auf den Rücken zurück.

Die Diakonissin fragte, ob die alte Frau zu Hause sei und nachdem das bejaht worden, bat sie, man möge sie anmelden.

Dann erkundigte sie sich nach dem Sohn, der Beamter geworden war und in Petersburg diente.

Der Hausknecht wußte ihr nicht zu antworten und wies ihr den Weg durch den Hof nach der Gesindestube.

Die beiden Alten traten in die Stube, die voll Menschen war — Frauen, Kinder, Alte und Junge, Hofleute — und bekreuzten sich vor den Heiligenbildern in der vordern Ecke.

Die Waschfrau und das Stubenmädchen der alten Frau erkannten sofort die Diakonissin und bestürmten sie mit Fragen.

Sie nahmen ihr den Quersack ab, räumten ihr einen Sitz am Tische ein und boten ihr zu essen an.

Die Tichonowna stand indessen, nachdem sie sich gegen die Heiligenbilder verneigt und alle Anwesenden begrüßt hatte, bei der Thür und erwartete die Aufforderung näher zu treten.

Dicht bei der Thür, beim ersten Fenster, saß ein alter Mann und nähte Schuhe.

„Setze Dich, Mütterchen! Was stehst Du? Setze Dich hierher, lege den Quersack ab," sagte er.

„Man kann sich ja hier nicht rühren. Wohin soll sie sich denn setzen? Führe sie in die schwarze Stube," ließ sich ein Weib vernehmen.

„Also in die schwarze Stube. Komm, ich will Dich hinführen."

Und der Alte legte seine Arbeit beiseite und stand auf.

Da er aber ein Mädchen erblickte, rief er ihr zu, sie möchte die Alte in die schwarze Stube führen.

Die Tichonowna schenkte nicht nur dem, was um sie herum gesprochen wurde, keine Beachtung, sondern sie sah und hörte überhaupt nichts.

Seitdem sie ihr Haus verlassen, erfüllte sie das Bewußtsein der Notwendigkeit, Gott zu Gefallen sich abzumühen, und das — sie wußte selbst nicht wann — in ihrer Seele rege gewordene Bewußtsein der Notwendigkeit, eine Bittschrift zu überreichen.

Als sie aus der saubern Gesindestube hinausging, näherte sie sich der Diakonissin und sagte, sich vor ihr verneigend:

„Vergiß um Christi willen meine Angelegenheit nicht, Mütterchen Paramonowna. Erkundige Dich, ob kein solcher Mann da ist . . ."

„Was will den diese Alte?"

„Man hat ihr geraten, dem Zaren eine Bittschrift zu überreichen."

„Geradenwegs wird man sie zum Zaren führen," sagte ein spottsüchtiger Bedienter.

„Oh, Du Dummkopf, Du ungehobelter Possenreißer!" sagte der alte Schuster. „Ich werde Dich einmal vornehmen und Dir das klotzige Wesen abgewöhnen, ohne auf Deinen Frack zu achten. Ich will Dich lehren, alte Leute zu verspotten."

Der Bediente begann zu schimpfen, aber der Alte führte, ohne ihn weiter zu beachten, die Tichonowna in die schwarze Stube.

Die Tichonowna war froh, daß man sie aus der Gesindestube vertrieben und in die schwarze, die Kutscherstube, geführt hatte.

Dort war alles so sauber, und auch die Leute waren sauber gekleidet, und die Tichonowna fühlte sich unbehaglich.

Die schwarze Kutscherstube glich schon eher einer Bauerstube, und die Tichonowna fühlte sich dort freier.

Es war eine mit Tannenbrettern ausgelegte, acht Arschin große, düstere Stube mit einem großen Ofen, mit Pr.tschen und Schlafstellen und einem mit Kot beschmutzten, frisch gedielten Boden.

In der Stube befand sich in dem Augenblick, als die Tichonowna eintrat, die schmucke, rotwangige Köchin, ein beleibtes Bauernweib, die Aermel des Kattunkleides emporgestreift, welche mühsam mit der Ofengabel einen Topf im Ofen von der Stelle rückte — ferner ein junger kleiner Kutscher, der sich im Spiel auf der Balalaika übte, ein alter Mann, dessen weicher weißer Bart noch des Scheermessers harrte, und der mit bloßen Füßen auf der Pritsche saß und, einen Bund Nähseide im Munde haltend, etwas Feines und Gutes nähte, und ein zerlumpter, schwarzer, junger Mann im Hemd und blauen Beinkleidern, mit einem derben Gesicht, welcher Brot kauend auf der Bank beim Ofen saß, den Kopf in die auf die Kniee gestemmten Hände gestützt.

Die bloßfüßige Nadja mit den glänzenden Aeuglein lief mit ihren behenden, nackten Füßen der Alten voran, riß die vom Dunst festklebende Thür auf und piepte mit ihrem feinen Stimmchen:

„Tantchen Marina, Simonytsch schickt diese alte Frau und läßt sagen, Ihr sollet ihr zu essen geben. Sie ist aus unserer Gegend, sie hat mit der Paramonowna eine Wallfahrt zu den Reliquin der Heiligen unternommen. Die Paramonowna bewirten sie mit Thee . . .“

Das gesprächige Mädchen hätte wohl noch lange weiter gesprochen.

Die Worte flossen ihr nur so von den Lippen und es freute sie sichtlich, seine Stimme zu hören.

Doch Marina, die beim Ofen in Schweiß geraten war und den Topf Kohlsuppe, der auf der Ofenklappe festklebte, nicht von der Stelle zu bewegen vermochte, schrie sie ärgerlich an:

„Was plapperst Du da? Was für eine Alte soll ich

noch füttern? Man hat für seine eigenen Leute nicht genug . . Platze Du!“ schrie sie den Topf an, der fast umfiel, wie er sich von der Stelle losriß, an der er festgeklebt hatte.

Doch nachdem sie sich nun betreffs des Topfes beruhigt, sah sie sich um, und wie sie die wohlaussehende Tichonowna mit ihrem Quersack und in der regelrechten Dorfkleidung erblickte, die sich bekreuzte und nach der vordern Stubenecke hin sich tief verneigte, empfand sie sofort Scham wegen ihrer Worte, und als ob sie plötzlich inmitten ihrer Arbeitsplage zur Besinnung käme, griff sie sich an die Brust, wo ihr Kleid unter dem Schlüsselbein durch Knöpfe zusammengehalten wurde, und überzeugte sich, daß es zugeknöpft sei, griff dann nach dem Kopfe, zog hinten den Knoten des Kopftuches zusammen, welches ihren mit Fett eingeschmierten Kopf verhüllte und blieb auf die Ofengabel gestützt stehen, den Gruß der wohlaussehenden Alten erwartend.

Nachdem sie sich vor dem Heiligenbilde zum letzten Mal tief verneigt, wandte Tichonowna sich um und verneigte sich nach drei Seiten.

„Gott mit Euch! Guten Tag!“ sagte sie.

„Seien Sie willkommen, Tantchen!“ sagte der Schneider.

Ich danke, Mütterchen, lege den Quersack ab. Hierher!“ sagte die Köchin und wies auf die Bank, wo der zerlumpte junge Mann saß. Rücke doch beiseite! Du bist wohl erfroren!“

Der Zerlumpte runzelte noch ärgerlicher die Stirn, erhob sich, rückte weiter, und indem er fortfuhr zu kauen, verwandte er kein Auge von der Alten.

Der junge Kutscher verneigte sich, hörte auf zu spielen und begann die Saiten seiner Balalaika fest zu schrauben, indem er bald die Alte, bald den Schneider ansah, nicht wissend, wie er sich ihr gegenüber zu benehmen habe: ob ehrfurchtsvoll, was ihm deshalb nötig erschien, weil die Alte ebenso gekleidet war wie seine Großmutter und Mutter daheim (er war ein Bauernsohn, der zum Vorreiter gemacht worden) — oder ob er sich über sie lustig machen solle, wozu er Lust hatte, und was ihm zu seiner jetzigen Stellung, zu seinem blauen Unterziehkleid und den Stiefeln zu passen schien.

Der Schneider schlug ein Auge auf und schien zu lächeln, indem er die Seide im Munde nach einer Seite zog, und sah gleichfalls die Alte an.

Marina war dabei, einen zweiten Topf auf den Ofen zu stellen, doch während sie damit beschäftigt war sah sie sich nach der Alten um, wie sie herzhaft und gewandt den Quersack abnahm und sorgfältig darauf achtend, daß sie an niemanden anstoße, ihn unter die Bank legte.

Nastja lief zu ihr hin und stand ihr bei.

Sie zog unter der Bank die Stiefel hervor, welche dem Quersack im Wege standen.

„Onkelchen Pankraz," wandte sie sich an den mürrischen jungen Mann, „ich stelle die Stiefel hierher . . . Das macht doch nichts?"

„Hol' sie der Teufel! Meinetwegen wirf sie in den Ofen," sagte der mürrische junge Mann, indem er die Stiefel in die andere Ecke warf.

„Es ist ein artiges Kind die Nastja," sagte der Schneider. „Einem Menschen, der sich auf der Reise befindet, muß man Ruhe schaffen."

„Christus mache Dich selig Mädchen! Es ist gut so," sagte Tichonowna. „Nur Dich, mein Lieber, haben wir belästigt," wandte sie sich an Pankraz.

„Das macht nichts," sagte Pankraz.

Die Tichonowna setzte sich auf die Bank, nachdem sie den Pelz ausgezogen und sorgsam zusammengelegt hatte, und begann die Fußlappen aufzubinden.

Zuerst band sie den Besatz los, den sie selbst nur für die Pilgerfahrt gestickt hatte.

Dann wickelte sie sorgfältig die aus Lammwolle gewebten weißen Fußlappen auf und legte sie auf den Quersack, nachdem sie dieselben sorgfältig auseinder gedrückt.

Als sie schon den zweiten Fuß aufwickelte, blieb der ungeschickten Marina wieder ein Topf auf der Ofenplatte kleben und sein Inhalt spritzte heraus und abermals begann sie darüber zu schimpfen, indem sie mit der Ofengabel den Topf hin und her zerrte.

„Die Ofenplatte ist offenbar ausgebrannt, man müßte sie frisch bestreichen," sagte die Tichonowna.

„Wann soll man sie bestreichen! Zweimal täglich kochl

man da Essen, kaum nimmt man eins heraus, beginnt man schon das andere anzurichten.“

Wie Marina so über das Essen und die ausgebrannte Ofenplatte klagte, trat der Schneider für die Ordnung im Hause Tschernyschews ein und erzählte, daß sie plötzlich nach Moskau gekommen seien, daß man den ganzen Gesindeflügel in drei Wochen erbaut und den Ofen gesetzt habe, und daß zum Haushalt an hundert Menschen gehören, die alle ernährt werden müssen.

„Es ist die alte Geschichte. Viel Schererei! Es ist ein großer Haushalt,“ bestätigte die Tichonowna.

„Von wo führt Dich Gott her, Mütterchen?“ wandte sich der Schneider an sie.

Sofort begann die Tichonowna, während sie die Fußlappen aufwickelte, zu erzählen, woher sie stamme und wo sie war und wie sie nach Hause gehe.

Die Bittschrift erwähnte sie nicht.

Das Gespräch nahm ohne Unterbrechung seinen Fortgang.

Der Schneider lernte die ganzen Verhältnisse der Alten kennen, und die Alte die Verhältnisse der ungeschikten hübschen Marina, daß ihr Mann Soldat sei und die Herrschaft sie als Köchin zu sich genommen habe — daß der Schneider Prachtanzüge für die Kutscher nähe, daß das von der Haushälterin als Ausläuferin verwendete Mädchen eine Waise sei und daß der zerlumpte, mürrische Pankraz im Dienst des Verwalters Iwan Wassiljewitsch stehe.

Pankraz ging aus der Stube und warf die Thür hinter sich zu.

Der Schneider erzählte, daß er schon an und für sich ein flegelhafter Mensch sei, jetzt aber in besonders unfreundlicher Stimmung, weil er gestern beim Verwalter ein Fenster zerbrochen habe und man ihn heute im Stalle dafür züchtigen wolle.

Sobald Iwan Wassiljewitsch ankomme, werde man ihn zur Züchtigung führen.

Der kleine Kutscher war aus den Bauern zum Vorreiter ausgewählt worden und im Hause aufgewachsen, und jetzt hat er nichts zu thun, als die Pferde zu putzen und auf der Balalaika zu spielen.

Aber er ist kein Meister im Spiel . .

Drei Greise.

Evang. Johannes 19—23.

I.

Zwei Greise rüsteten sich zur Reise nach dem alten Jerusalem, um dort zu Gott zu beten.

Der eine war ein reicher Bauer; er hieß Jefim Tarassitsch Schewelew.

Der andere war ein nicht sehr bemittelter Mann, Jelissei Bodrow.

Jefim war ein Bauer von gesetztem Wesen, trank nicht Branntwein, rauchte nicht Tabak und schnupfte nicht, sein Lebtag war kein garstiges Wort aus seinem Mund gekommen, er war ein Mann von strengen Anschauungen.

Zweimal war Jefim Tarassitsch Starosta gewesen und hatte das Amt taddellos verwaltet.

Er hatte einen großen Hausstand — zwei Söhne und einen verheirateten Enkel — und sie lebten alle beisammen.

Seinem Aeußern nach war er ein gesunder, bärtiger und strammer Bauer und erst in seinem siebzigsten Lebensjahre begannen graue Haare in seinem Bart zum Vorschein zu kommen.

Jelissei war ein alter Mann, der weder reich noch arm war, er war früher als Zimmermann thätig, als er aber alt wurde, blieb er zu Hause und züchtete Bienen.

Einer seiner Söhne war auswärts auf Arbeit, der andere war zu Hause.

Jelissei war ein gutmütiger und fröhlicher Mensch.

Er trank Branntwein, schnupfte auch Tabak und sang gern Lieder, aber er war ein friedfertiger Mensch und lebte in gutem Einvernehmen mit den Hausleuten und mit den Nachbarn.

Von Gestalt war Jelissei nicht groß, hatte einen schwärzlichen Krausbart gleich seinem Schutzheiligen — dem Propheten Elias — eine Glatze, die sich über den ganzen Kopf erstreckte.

Schon längst hatten die beiden Alten einander versprochen und vereinbart, die Wanderung zusammen anzutreten, aber Tarassitsch hatte alleweil keine Zeit gehabt; seine Geschäfte nahmen ihn ununterbrochen in Anspruch. Kaum war das eine abgeschlossen, so wurde ein neues angeknüpft; bald galt es, einen Enkel zu verheiraten, bald erwartete er die Heimkehr seines jüngeren Sohnes, der seine Soldatendienstzeit überstanden hatte, und dann hatte er wieder ein neues Wohnhaus zu bauen.

An einem Feiertag kamen die beiden Greise zusammen und ließen sich auf einem Haufen Balken nieder.

„Nun," sagt Jelissei, „wann werden wir unser Gelöbnis erfüllen?"

Jefim runzelte die Stirn.

„Wir müssen noch warten," sagt er, „ich habe heuer ein schlimmes Jahr. Ich wollte da ein Wohnhaus bauen, dachte etwa hundert Rubel aufzuwenden, aber es kostet schon gegen dreihundert. Und es hat alles noch kein Ende. Ich sehe wohl, daß es sich bis zum Sommer hinziehen wird. So Gott will, brechen wir im Sommer unbedingt auf."

„Meines Erachtens," spricht Jelissei, dürfen wir es nicht hinausschieben, sondern müssen jetzt aufbrechen. Die beste Zeit ist — der Frühling."

„Die Zeit ist wohl gut, aber ich habe den Bau begonnen, wie kann ich ihn liegen lassen?"

„Hast Du etwa niemand, der ihn weiterführen könnte? Dein Sohn wird ihn beenden."

„Wie wird er ihn beenden! Mein ältester ist nicht zuverlässig — er trinkt."

„Wenn wir sterben, Gevatter, werden sie auch ohne uns leben. Auch der Sohn muß lernen, auf eigenen Füßen stehen."

„So ist's, aber ich möchte doch, daß die Arbeit unter meinen Augen vollendet würde."

„Ach, mein Lieber, alles wirst Du nie vollenden. Da scheuerten vor kurzem bei mir die Weiber und richteten alles für den Feiertag her. Dies und jenes war nötig, aber alles ließ sich nicht fertig bringen. Da sagte meine älteste Schwiegertochter, ein verständiges Weib: Gottlob, sagte sie, daß der Feiertag kommt und auf uns nicht

wartet, sonst würden wir, wenn wir noch so viel schafften, mit der Arbeit nicht zu Ende kommen."

Tarassytsch versank in Nachsinnen.

„Ich habe," sagt er, „viel Geld für diesen Bau verausgabt; und auf die Reise kann man auch nicht mit leeren Händen gehen. Hundert Rubel sind keine Kleinigkeit."

Da lachte Jelissei.

„Versündige Dich nicht Gevatter," sagte er. „Du hast zehnmal mehr Vermögen als ich. Und Du redest vom Gelde! Sag' nur, wann wir aufbrechen. Wenn ich auch kein Geld habe, so wird es doch zur Zeit da sein."

Da lächelte auch Tarassytsch schalkhaft.

„Sieh, welch reicher Mann Du plötzlich geworden bist," sagte er, „woher wirst Du denn das Geld nehmen?"

„Ich werde zu Hause zusammenscharren — werde nehmen was da ist. Und was noch fehlen wird — da werde ich dem Nachbar zehn Bienenstöcke überlassen. Er bittet mich schon lang darum."

„Es wird ein gutes Schwärmjahr werden, Du wirst es bereuen."

„Bereuen? Nein Gevatter! Ich habe mein Lebtag nichts bereut, außer meinen Sünden. Es giebt nichts Teuereres als die Seele."

„So ist's, aber es ist doch nicht gut, wenn im Hause keine Ordnung ist."

„Und wenn unsere Seele nicht in Ordnung ist, das ist noch schlimmer. Wir haben es gelobt — wir werden also gehen. Wahrhaftig, wir werden gehen."

II.

Und Jelissei überredete seinen Gefährten.

Jefim sann lange darüber nach, am Morgen kam er zu Jelissei.

„Nun, wir wollen aufbrechen," sagte er, „Du hast recht. Leben und sterben liegt in Gottes Hand. Man muß die Fahrt antreten, so lange man lebt und bei Kräften ist."

Nach einer Woche brachen die Greise auf.

Tarassytsch hatte Geld im Hause, er nahm hundert

Rubel auf die Reise mit, zweihundert Rubel ließ er seiner Alten zurück.

Auch Jelissei wurde reisefertig; er verkaufte seinem Nachbar zehn Bienenstöcke, und was an Zuwachs bei zehn Stöcken zu erwarten war, das sollte der Nachbar auch erhalten. Für alles nahm er siebzig Rubel. Die noch fehlenden dreißig Rubel brachte er zu Hause von allen Angehörigen zusammen: sein Weib gab ihm alles, was sie für ihr Begräbnis gespart hatte; die Schwiegertochter gab ihm auch ihr Erspartes.

Jefim Tarassytsch übertrug alle häuslichen Arbeiten seinem ältesten Sohn: wo und wieviel Heu gemäht, und wo Dünger aufgefahren und wie das Haus ausgebaut und das Dach aufgesetzt werden sollte.

An alles hatte er gedacht und alles ordnete er an.

Jelissei aber befahl bloß seiner Alten, die junge Zucht von den verkauften Bienenstöcken gesondert zu halten und sie gleichfalls ehrlich dem Nachbar zu übergeben, aber von Wirtschaftsangelegenheiten sprach er kein Wort; es wird sich schon von selbst zeigen, was nötig ist und wie es gemacht werden muß. „Nun seid Ihr selbst Hauswirte, handelt für Euch selbst so gut als möglich."

Die Greise rüsteten sich zum Aufbruch.

Ihre Angehörigen buken Honigkuchen, sie selbst nähten Quersäcke, schnitten neue Fußlappen zu, zogen neue Halbstiefel an, nahmen Bastschuhe in Vorrat mit und brachen auf.

Ihre Angehörigen geleiteten sie bis zum Gehege, nahmen Abschied von ihnen und die Greise wanderten in die weite Welt hinaus.

Jelissei zog frohen Mutes aus, und kaum hatte er das Dorf verlassen, so hatte er auch alle seine Sorgen vergessen.

Er dachte nur noch daran, wie er unterwegs sich dem teuern Reisegefährten gefällig erweisen, wie er niemandem ein böses Wort sagen und in Frieden und Liebe sein Ziel erreichen und nach Hause zurückkehren könne.

Jelissei wandert fürbaß und murmelt dabei alleweil ein Gebet vor sich hin oder sagt ihm bekannte Stellen aus dem Lebenslauf der Heiligen her.

Wenn er unterwegs jemandem begegnet oder in ein

Nachtlager kommt, sucht er sich in jedem gefällig zu erweisen und gottgefällige Reden zu führen.

Frohen Herzens zieht er dahin.

Nur eins hatte Jelissei nicht zustande gebracht.

Er wollte dem Tabakschnupfen entsagen und hatte die Dose zu Hause gelassen, aber die Enthaltsamkeit wurde ihm zur Last. Unterwegs bot ihm ein Mann eine Prise an. Er sträubte sich einen Augenblick, blieb dann ein wenig hinter seinem Gefährten zurück, um ihn nicht zu einer Sünde zu verleiten, und schnupfte.

Auch Jefim schreitet rüstig vorwärts — festen Schrittes, thut nichts Schlechtes und spricht kein unnützes Wort, aber ihm ist nicht leicht ums Herz.

Die Sorge um seine Hauswirtschaft kommt ihm nicht aus dem Sinn.

Er sinnt alleweil darüber nach, was nun zu Hause geschieht: ob er nicht vergessen hat, dem Sohn irgend etwas aufzutragen, und ob der Sohn auch alles so ausführen werde, wie er es angeordnet.

Wenn er unterwegs sieht, wie Kartoffeln gesteckt werden, oder wie Dünger auf ein Feld gefahren wird, da denkt er, ob wohl sein Sohn seinem Befehle gemäß dasselbe thue.

Er möchte, scheint es, am liebsten umkehren und alles zeigen und selbst verrichten.

III.

Drei Wochen wanderten die Greise, die von Hause mitgenommenen Bastschuhe waren zerrissen, sie hatten schon neue gekauft und kamen nun in das Gebiet der Kleinrussen.

Als sie aus ihrer Heimat fortgingen, bezahlten sie Nachtlager und Mittagessen, sobald sie aber zu Kleinrussen kamen, rissen sich die Leute darum, sie als Gäste zu beherbergen.

Man gewährte ihnen ein Unterkommen für die Nacht, gab ihnen noch zu essen und nahm dafür kein Geld, gab ihnen noch Brot und Fladen in ihren Quersäcken auf den Weg mit.

So legten die Greise ohne Schwierigkeit siebenhundert Werst zurück; sie durchzogen noch ein Gouvernement und kamen in unfruchtbare Gegenden.

Man nahm sie zwar auf und forderte kein Geld für das Nachtlager, aber man beköstigte sie nicht mehr.

Auch Brot gab man ihnen nicht mehr, und zuweilen war es auch nicht für Geld zu erlangen.

Im vergangenen Jahre, erzählten die Leute, war eine Mißernte. Manche reiche Leute verarmten und verkauften alles; die in mittelmäßigen Verhältnissen lebten, kamen ganz herab; und die armen Leute zogen entweder ganz fort oder ziehen in der Welt umher oder fristen zu Hause ihr Leben so gut es geht. Während des Winters haben sie sich mit Spreu und Melde genährt.

Einst übernachteten die Greise in einem Städtchen, kauften dort fünfzehn Pfund Brot und brachen vor dem Morgengrauen auf, um weiter zu wandern bis es warm wurde.

Sie wanderten zehn Werst und kamen zu einem Flüßchen, setzten sich am Ufer nieder, schöpften mit einem Becher Wasser, feuchteten das Brot an, aßen und wechselten die Fußbekleidung.

Sie blieben eine Weile sitzen und ruhten aus.

Jelissei holte Tabak hervor.

Da schüttelte Jefim Tarassytsch mißbilligend den Kopf.

„Wie kannst Du,“ sagte er, „einer solchen Abscheulichkeit nicht entsagen!“

Jelissei machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich bin,“ sagte er, „der Sünde erlegen. Was läßt sich dagegen thun!“

Sie erhoben sich und gingen weiter.

Sie legten noch zehn Werst zurück, kamen in ein großes Kirchdorf und durchzogen dasselbe bis ans Ende.

Und es begann schon drückend heiß zu werden.

Jelissei fühlte sich erschöpft, er wollte ausruhen und trinken, aber Tarassytsch hielt nicht an.

Tarassytsch war ein besserer Fußgänger, und Jelissei fiel es schwer, sich ihm nachzuschleppen.

„Ich möchte trinken,“ sagt er.

„Nun, so trink'! Ich will nicht trinken.“

Jelissei blieb stehen.

„Warte nicht auf mich,“ sagte er, „ich werde nur in jene Hütte laufen und mich dort satt trinken. Mit frischen Kräften hole ich Dich ein.“

„Gut!“ sagte er.

Und Jefim Tarassytsch ging allein auf der Straße weiter, Jelissei aber wandte sich der Hütte zu.

Er kam zu der Hütte.

Es war eine nicht große, mit Lehm beworfene Hütte, die Mauern unten schwarz, oben weiß, der Lehm hatte sich schon abgeschält — die Hütte war offenbar schon lange nicht gestrichen, und auch das Dach war an einer Seite abgedeckt.

Der Eingang befand sich im Hofe.

Jelissei trat in den Hof.

Da sieht er neben einem Erdaufwurf einen bartlosen, magern Mann liegen, der das Hemd in die Hose gestopft hat — wie es bei den Kleinrussen Brauch ist.

Der Mann hatte sich offenbar in den Schatten gelegt, aber jetzt schien die Sonne gerade auf ihn herab.

Und er liegt da und schläft nicht.

Jelissei rief ihn an undbat um Wasser — der Mann gab keine Antwort.

„Entweder ist er krank oder ein unfreundlicher Mensch,“ dachte Jelissei und schritt auf die Hausthür zu.

Da hört er in der Hütte ein Kind weinen.

Jelissei klopfte mit dem Thürring.

„Hausleute!“

Keine Antwort.

Er klopfte noch mit seinem Wanderstab an die Thür.

„Christen!“

Nichts rührte sich.

„Diener Gottes!“

Keine Antwort!

Jelissei wollte schon fortgehen, da hörte er hinter der Thür Laute als ob jemand stöhnte.

„Ob nicht gar den Leuten irgend etwas zugestoßen ist! Ich muß doch nachsehen!“

Und Jelissei trat in die Hütte.

IV.

Jelissei drehte den Ring um — die Thür war nicht verschlossen.

Er öffnete die Thür, durchschritt das Vorhaus.

Die Stubenthür war geöffnet.

Zur Linken befand sich der Ofen; in der Ecke gerade gegenüber war der Ehrensitz: in der Ecke befand sich ein Heiligenschrank und ein Tisch; hinter dem Tisch eine Bank.

Auf der Bank saß eine alte Frau, nur mit einem Hemd bekleidet, mit unverhülltem Haar, das Haupt auf den Tisch gelegt, und neben ihr saß ein magerer, wachsfarbener Junge mit aufgedunsenem Leib, zupfte sie am Aermel, schrie aus vollem Halse und bat sie offenbar um etwas.

Jelissei trat in die Stube.

Die Stube erfüllte ein übler Geruch.

Da sieht er hinter dem Ofen ein Weib auf dem Boden liegen.

Sie liegt mit dem Gesicht dem Boden zugekehrt da und blickt nicht auf, röchelt nur, streckt ein Bein von sich, bald zieht sie es wieder zurück. Es wirft sie von einer Seite auf die andere, und der üble Geruch geht offenbar von ihr aus, aber es ist niemand da, der sie aufhebt.

Die Alte hob den Kopf und erblickte den fremden Mann.

„Was willst Du? sagt sie. „Was willst Du? Wir haben nichts mein lieber Mann."

Jelissei begriff, was sie sprach, und trat auf sie zu.

„Magd Gottes," sagt er, „ich trat hier ein, um zu trinken."

„Wir haben niemand, der Wasser bringt. Wir haben nichts, das wir Dir geben könnten. Geh' Deiner Wege!"

Jelissei begann sie auszufragen.

„Ist denn auch kein gesunder Mensch bei Euch, der dieses Weib pflegen könnte?"

„Wir haben niemand. Der Mann ligt draußen im Sterben und wir hier.“

Als der Junge den Fremden erblickte, war er verstummt, aber als die Alte zu sprechen begann, ergriff er sie wieder beim Aermel.

„Brot, Großmütterchen!“

Und begann wieder zu weinen.

Jelissei wollte sich soeben mit einer Frage an die Alte wenden, als der Bauer sich in die Stube wälzte, sich an der Wand hinschleppte und sich auf die Bank setzen wollte, aber er erreichte sie nicht und fiel in der Ecke neben der Schwelle nieder.

Er versuchte nicht, sich zu erheben, begann aber zu sprechen.

Es waren abgerissene Worte — sobald er eins hervorgebracht, holte er Atem und spricht das nächste.

„Wir sind krank,“ sagt er, „und hungern. Der stirbt vor Hunger . . .“

Der Bauer wies mit dem Kopfe auf den Jungen und begann zu weinen.

Da hob Jelissei den Quersack auf der Schulter empor, machte die Hände frei, legte den Quersack auf den Boden, hob ihn auf die Bank und begann ihn aufzubinden.

Er band ihn auf, holte Brot und ein Messerchen hervor, schnitt ein Stück ab und reichte es dem Bauer.

Der Bauer nahm es nicht und wies auf den Jungen und das Mädchen: „Gieb nur diesen!“

Jelissei reichte es dem Jungen.

Sobald der Junge merkte, daß Brot da war, richtete er sich auf, ergriff das Stück Brot mit beiden Händen und biß so hinein, daß seine Nase darin verschwand.

Hinter dem Ofen kam noch ein Mädchen hervor und richtete ihren Blick auf das Brot.

Jelissei gab auch ihr.

Er schnitt noch ein Stück ab und reichte es der Alten.

Die Alte nahm es und begann zu kauen.

„Man müßte Wasser holen,“ sagt sie. „Ihre Kehle ist wie eingetrocknet. Ich wollte Wasser holen, gestern oder heute — ich erinnere mich nicht mehr, wann es war — aber ich fiel hin, erreichte den Brunnen nicht,

und der Eimer ist dort liegen geblieben, wenn ihn nicht jemand fortgetragen hat."

Jelissei erkundigte sich, wo ihr Brunnen sich befinde.

Die Alte erklärte es ihm.

Jelissei ging hin, fand den Wassereimer, brachte Wasser und gab den Leuten zu trinken.

Die Kinder aßen noch in Wasser getauchtes Brot, auch die Alte aß, aber der Bauer aß nicht.

„Meine Seele," sagt er, „sträubt sich dagegen."

Das Weib hatte sich noch nicht erhoben und kam nicht zur Besinnung, sie wand sich nur auf dem Boden hin und her.

Da ging Jelissei ins Dorf in einen Laden, kaufte Hirse, Salz, Mehl, Butter, suchte und fand dann ein Beil. Er spaltete Holz — begann Feuer im Ofen anzufachen.

Das Mädchen leistete ihm Beistand.

Jelissei kochte eine Suppe und Hirsebrei und gab den Leuten zu essen.

V.

Der Bauer aß ein wenig und die Alte aß. Das Mädchen aber und der Junge lekten die ganze Schüssel aus und legten sich dann, einander umschlungen haltend, zum Schlafen nieder.

Der Bauer und die Alte begannen zu erzählen, was sich bei ihnen ereignet hatte.

„Wir lebten," erzählen sie, „auch vorher nicht in guten Verhältnissen, aber im letzten Jahre gaben die Felder gar keinen Ertrag, und im Herbste begannen wir zu verzehren, was da war. Wir zehrten alles auf — baten dann die Nachbarn und guten Leute um Brot. Anfangs gab man uns, aber später begann man uns abzuweisen. Manche hätte gern gegeben, aber sie hatten selbst nichts. Und wir schämten uns auch, zu betteln. Allen waren wir schon schuldig: sowohl Geld, als Mehl und Brot."

„Ich suchte," sagte der Bauer, „Arbeit zu finden — es gab keine Arbeit. Ueberall drängten sich Leute zur Arbeit nur ums liebe Brot. Einen Tag hat man Arbeit — dann wandert man zwei Tage umher und sucht neue. Mein Weib ging mit dem Mädchen weit fort, Gaben sammeln. Man gab ihr wenig, niemand hatte Brot. Trotzdem ernährten sie sich dabei noch zur Not, und wir hofften, bis zur nächsten Ernte uns durchzuschlagen. Im Frühling aber hörten die Leute ganz und gar auf, Almosen zu verabreichen, und da stellte sich auch noch Krankheit ein. Es stand schlimm um uns. Einen Tag aßen wir, und dann zwei Tage nicht. Wir begannen Gras zu essen. Und von dem Gras oder vielleicht von etwas anderem wurde mein Weib krank. Sie legte sich hin," sagte der Bauer, „und ich habe auch keine Kraft mehr, und es ist nichts da, womit man sich wieder kräftigen könnte."

„Ich allein hielt mich noch aufrecht," spricht die Alte, „aber ohne Nahrung kam ich auch von Kräften und wurde

schwach. Auch das Mädchen wurde schwach und schüchtern. Wir sandten sie zu den Nachbarn — sie ging nicht. Sie verkroch sich in eine Ecke und ging nicht. Vorgestern kam eine Nachbarin zu uns, sah, daß wir hungrig und krank waren, kehrte um und ging fort. Ihr Mann ist auch fortgezogen und sie weiß nicht, womit sie ihre kleinen Kinder ernähren soll . . . So lagen wir denn da und — erwarteten den Tod."

Jelissei hörte diese Erzählung an, und er gab die Absicht auf, noch an diesem Tage seinen Gefährten einzuholen, und blieb hier über Nacht.

Am Morgen erhob er sich und verrichtete die nötigen Arbeiten im Hause, gleich als ob er der Hauswirt wäre.

Er rührte mit der Alten Brotteig ein und machte Feuer im Ofen.

Dann ging er mit dem Mädchen zu den Nachbaren, um von ihnen zu erlangen, was nötig war.

Alles fehlt, nichts ist vorhanden. alles aufgezehrt; in der Wirtschaft ist nichts vorhanden, und es sind auch keine Kleider da.

Und Jelissei begann alles, was nötig war, zu besorgen: das eine fertigt er selbst an, das andere kauft er.

So verbrachte Jelissei einen Tag, dann den zweiten und auch den dritten Tag.

Der Junge erholte sich und begann auf der Bank herumzukriechen und sich liebkosend an Jelissei anzuschmiegen.

Und das Mädchen wurde ganz munter und half ihm bei allen Arbeiten.

Alleweil läuft sie hinter Jelissei her und ruft: „Onkel! Onkelchen!"

Auch die Alte erholte sich und ging zu der Nachbarin, und auch der Bauer begann, sich an die Wand stützend, zu gehen.

Nur sein Weib lag noch da. doch auch sie erlangte am dritten Tage das Bewußtsein wieder und bat um Nahrung.

„Na," denkt Jelissei, „ich vermutete nicht, daß ich so viel Zeit hier zubringen werde. Jetzt will ich gehen."

VI.

Der vierte Tag war der nach den Fasten, an dem es erlaubt ist, Fleisch zu essen, und Jelissei dachte: „Ich will das Fest mit den Leuten feiern, werde ihnen etwas zum Feiertag kaufen und abends aufbrechen."

Jelissei ging abermals ins Dorf, kaufte Milch, weißes Mehl und Schmalz.

Er kochte und buk mit der Alten, und am Morgen ging Jelissei zum Gottesdienst, und als er zurückkam, aß er mit den Leuten.

An diesem Tage erhob sich auch das Weib und begann umher zu gehen.

Der Bauer nahm sich den Bart ab, zog ein sauberes Hemd an, das die Alte gewaschen hatte, und ging ins Dorf zu einem reichen Bauer, um ihn um eine Gnade zu bitten.

Diesem reichen Bauer hatte er seine Wiese und seinen Acker verpfändet und ging nun hin, ihn zu bitten, ihm Wiese und Acker bis zur nächsten Heumahd und Ernte zurückzugeben.

Gegen Abend kam der Hauswirt betrübt heim und begann zu weinen.

Der reiche Bauer hatte sich seiner nicht erbarmt. Bringe Geld, hat er gesagt.

Jelissei versank wieder in Nachdenken.

„Wie sollen sie nun leben?" denkt er. „Andere Leute werden auf ihrer Wiese mähen, ihnen bleibt nichts: die Heumahd ist verpfändet. Das Getreide wird heranreifen — andere werden es ernten (und es ist gut gediehen), sie aber haben nichts zu erwarten: ihre Deßjatine Ackerland ist dem reichen Bauer verkauft. Sobald ich fortgehe, werden sie wieder in Not geraten."

Und Jelissei grübelte nach und ging abends nicht fort — verschob den Aufbruch bis zum Morgen.

Er ging in den Hof hinaus schlafen, verrichtete

sein Gebet, legte sich nieder, vermochte aber nicht einzuschlafen.

„Und ich muß doch aufbrechen — ich habe ohnehin schon viel Geld hier verbraucht und viel Zeit verloren — es ist mir aber auch leid um die Leute. Alle kann ich offenbar nicht beteilen. Ich wollte ihnen Wasser bringen und jedem ein Stück Brot geben, und da sieh nun, wohin es mich geführt hat. Jetzt kannst Du schon die Heumahd und die Ernte auslösen. Löse die Wiese aus — kauf' den Kindern eine Kuh; und ein Pferd, damit der Bauer die Garben heimführen kann. Du hast Dich hier offenbar ganz verwickelt, Bruder Jelissei Kusmitsch!

Jelissei erhob sich, zog seinen Kaftan unter dem Kopf hervor, wickelte ihn auf, zog den Tabak heraus, nahm eine Prise, dachte damit seine Denkkraft aufzufrischen, aber es nützte nichts, er sann und sann, und vermochte nichts zu ersinnen.

Er mußte weiter wandern, und es war ihm auch leid um diese Leute. Und er weiß nicht, was er thun soll.

Er legte den Kaftan unter dem Kopf zurecht und streckte sich wieder aus.

Lange Zeit lag er da, die Hähne krähten schon, und er begann einzuschlummern.

Plötzlich war es ihm, als wecke ihn jemand.

Da sieht er sich selbst völlig angekleidet und mit dem Quersack und dem Wanderstab, und er will durch das Thor gehen, und das Thor ist gerade so weit geöffnet, daß ein Mensch durchkriechen kann.

Und er geht durch das Thor und bleibt an einer Seite mit dem Quersack hängen, will sich losmachen, bleibt aber nun auf der andern Seite mit einem Fußlappen hängen, und der Fußlappen wickelt sich auf.

Er sucht sich loszumachen, aber er ist nicht am Thor hängen geblieben, sondern das Mädchen hält ihn fest und ruft: Onkel, Onkelchen, Brot!

Er wirft einen Blick auf seinen Fuß — der Junge hält ihn an dem Fußlappen fest, und aus dem Fenster blicken die Alte und der Bauer.

Da erwachte Jelissei und sprach laut zu sich selbst: „Ich werde morgen die Wiese und das Ackerfeld

auslösen," sagte er, „auch ein Pferd werde ich kaufen und Mehlvorrat bis zur Ernte und eine Kuh für die Kinder werde ich kaufen. Sonst werde ich über das Meer reisen, um Christus aufzusuchen, und verliere ihn indessen in meinem Innern."

Darauf schlief Jelissei ein und schlief bis zum Morgen.

Er erwachte früh, ging zu dem reichen Bauer, kaufte das Roggenfeld frei, gab ihm auch das Geld für die Heumahd.

Er kaufte eine Sense — auch diese war verkauft worden — und brachte sie nach Hause.

Den Bauer sandte er Heu mähen, er selbst aber begab sich zu den Bauern und fand beim Schenkwirt ein verkäufliches Pferd nebst Telega.

Sie wurden handelseinig, er kaufte es.

Er kaufte auch Mehl, legte den Sack auf die Telega und ging eine Kuh kaufen.

Jelissei geht die Straße hinab und holt zwei Kleinrussinnen ein.

Die Weiber gehen neben einander und plaudern, und Jelissei hört, daß die Weiber in ihrer Mundart reden, und erkennt, daß sie von ihm sprechen.

„Siehst Du, anfangs erkannten sie ihn nicht, sie hielten ihn für einen gewöhnlichen Menschen. Er tritt ein und verlangt zu trinken. Und nun hat er sich ganz bei ihnen niedergelassen. Was hat er alles für sie angekauft! Ich habe es selbst gesehen, wie er heute beim Schenkwirt ein Pferd nebst Wagen kaufte. Es giebt auch solche Leute in der Welt. Man muß hingehen ihn ansehen."

Als Jelissei das hörte, begriff er, daß sie ihn lobten, und er ging nicht die Kuh kaufen. Er kehrte zu dem Schenkwirt zurück und übergab ihm das Geld für das Pferd, spannte dieses ein und fuhr mit dem Mehl zu der Hütte.

Er fuhr am Thor vor, hielt an und stieg von der Telega.

Die Hausleute sahen das Pferd — und staunten. Sie vermuten, daß er das Pferd für sie gekauft hat, wagen aber nicht, es zu sagen.

Der Hauswirt kam heraus und öffnete das Thor.

„Woher hast Du denn das Pferd Onkelchen?" sagte er.

„Ich habe es gekauft," sagte Jelissei. „Es war ein billiger Kauf. Mähe ihm Gras und lege es in den Futterkasten, daß es zur Nacht Futter habe. Und hebe auch den Sack herab!"

Der Hauswirt spannte das Pferd aus, trug den Sack in den Speicher, mähte eine Tracht Gras und legte es in den Futterkasten.

Sie gingen zur Ruhe.

Jelissei legte sich auf der Straße nieder und trug auch am Abend seinen Quersack hinaus.

Als alle Leute schliefen, erhob sich Jelissei, schnürte seinen Quersack, zog die Stiefel und den Kaftan an und machte sich auf den Weg nach Jerusalem, Jefimow nach.

VII.

Als Jelissow fünf Werst gegangen war, begann es zu dämmern.

Er setzte sich unter einen Baum, band den Quersack auf und begann sein Geld zu zählen.

Als er es zusammengezählt hatte, fand er, daß ihm siebzehn Rubel zwanzig Kopeken geblieben waren.

„Na," denkt er, „damit komme ich nicht übers Meer. Und in Christi Namen um Geld betteln, das wäre eine große Sünde. Der Gevatter Jefim wird auch allein hinkommen und für mich eine Kerze aufstecken. Auf mir aber soll offenbar mein Gelübde bis zum Tode lasten. Der Herr ist barmherzig, er wird Geduld mit mir haben."

Jelissei erhob sich, rückte den Quersack auf dem Rücken zurecht und ging zurück.

Nur das Kirchdorf umging er in weitem Bogen, um von den Leuten nicht gesehen zu werden, und bald war er zu Hause.

Auf dem Hinweg war ihm das Wandern schwer, seine Kräfte übersteigend erschienen und er hatte sich zuweilen nur mühsam hinter Jefim hergeschleppt, auf dem Rückweg aber verlieh ihm Gott Kraft, daß er vorwärts schritt und keine Müdigkeit empfand. Gleichsam spielend legt er den Weg zurück, schwenkt seinen Stab, legt gegen siebzig Werst in einem Tage zurück.

Jelissei kam nach Hause.

Die Ernte war schon eingebracht. Die Seinigen freuten sich, als sie den Alten erblickten, und begannen ihn auszufragen, wie und was, weshalb er seinen Gefährten verlassen habe, weshalb er nicht bis Jerusalem gewandert, sondern umgekehrt sei.

Jelissei erzählte nicht, was vorgefallen war.

„Es war nicht Gottes Wille, daß ich hinkomme," sagte er. „Ich habe unterwegs mein Geld verloren und

meinen Gefährten verlassen. So bin ich nicht weiter gegangen. Verzeihet um Christi willen!"

Und er übergab seinem Weibe das übrig gebliebene Geld.

Jelissei erkundigte sich nach den Wirtschaftsangelegenheiten: alles stand gut, alle Arbeit war vollbracht, keine Versäumnis in der Wirtschaft vorgekommen, und alle leben in Frieden und Eintracht.

An demselben Tage vernahmen auch die Angehörigen Jefimows, daß Jelissei zurückgekehrt sei, und sie kamen, sich nach ihrem Alten zu erkundigen.

Und Jelissei sagte ihnen dasselbe.

„Euer Alter," sagte er, „ist gesund weiter gewandert, wir trennten uns," sagt er, „drei Tage vor dem Petrifest, ich wollte ihn einholen, aber da stieß mir solch ein Unfall zu: ich verlor mein Geld und hatte nichts mehr, womit ich die Reisekosten bestreiten konnte, so bin ich denn umgekehrt."

Die Leute wunderten sich, daß ein so verständiger Mann so dumm hatte handeln können — er ging auf die Pilgerfahrt und kam nicht ans Ziel, brachte nur Geld durch.

Die Leute wunderten sich darüber, vergaßen aber den Vorfall bald.

Und auch Jelissei vergaß ihn.

Er widmete sich wieder der häuslichen Arbeit: legte mit dem Sohn Holzvorräte für den Winter an, drosch mit den Weibern das Getreide aus, deckte die Scheune, sorgte für die Bienen, übergab zehn Bienenstöcke mit der jungen Zucht dem Nachbar.

Sein Weib wollte verheimlichen, wie viele von den verkauften Bienenstöcken ausgeschwärmt waren, aber Jelissei wußte selbst, welche unfruchtbar und welche ausgeschwärmt waren, und übergab dem Nachbar statt zehn Stöcken siebzehn.

Nachdem Jelissei im Hause alles geordnet, sandte er seinen Sohn auswärts nach Arbeit und begann selbst seine Winterarbeit. Bastschuhe zu flechten und Bienenstöcke auszuhöhlen.

VIII.

Den ganzen Tag, den Jelissei in der Hütte bei den kranken Leuten zugebracht, hatte Jefim den Gefährten erwartet.

Er war nicht weit gegangen und hatte sich dann gesetzt.

Er wartete und wartete, schlief ein, erwachte, saß noch länger da — der Gefährte kam nicht.

Er sah sich fast die Augen nach ihm aus.

Die Sonne war schon hinter den Bäumen untergegangen — Jelissei war noch nicht da.

„Ob er nicht etwa gar an mir vorbeigegangen ist," denkt er, „oder vielleicht vorüber gefahren (es kann ihn jemand in einen Wagen aufgenommen haben), und mich nicht bemerkt hat, während ich schlief. Doch er konnte mich nicht übersehen. In der Steppe sieht man weit. Ich werde zurückgehen," denkt er, „und er geht vorwärts. Wir werden einer vom andern abkommen, das wird noch schlimmer sein. Ich will weiter gehen, im Nachtlager treffen wir uns."

Er kam in ein Dorf und bat den Dorfwächter, wenn ein alter Mann ankomme, diesen in dieselbe Hütte zu führen.

Jelissei kam aber nicht in das Nachtlager.

Jefim ging weiter und befragte alle Leute — ob sie nicht einen alten, kahlköpfigen Mann gesehen hätten. Niemand hatte ihn gesehen.

Da wunderte sich Jefim und wanderte allein weiter.

„Wir werden uns," denkt er, „irgendwo in Odessa treffen, oder auf dem Schiff" — und er dachte nicht weiter daran.

Unterwegs traf er einen Strannik.*)

Der Stranik mit dem Käppchen, einen Leibrock, wie er unter dem Meßgewand getragen wird, und dem langen

---

*) Leute, die das Pilgern gewerbsmäßig betreiben; auch Angehörige der Glaubensgenossenschaft der sogenannten Stranniki, die ein Landstreicherleben führen.

Haar hatte auch die Athosklöster besucht und wanderte nun zum zweiten Mal nach Jerusalem.

Sie trafen sich in einem Nachtlager, kamen ins Gespräch und zogen zusammen weiter.

Wohlbehalten kamen sie nach Odessa.

Drei Tage warteten sie auf ein Schiff. Viele Pilger warteten mit ihnen. Sie waren von den verschiedensten Seiten gekommen.

Wieder zog Jefim Erkundigungen über Jelissei ein, aber niemand hatte ihn gesehen.

Jefim verschaffte sich einen Auslandspaß — er kostete fünf Rubel. Vierzig Rubel bezahlte für die Hin- und Rückreise, kaufte Brot und Heringe für die Fahrt.

Das Schiff nahm seine Ladung ein, die Pilger wurden an Bord gebracht, und auch Tarassytsch mit dem Strannik kam an Bord. Die Anker wurden gelichtet, die Taue gelöst, das Schiff segelte durch das Meer dahin.

Einen Tag ging die Fahrt gut von statten; gegen Abend erhob sich aber ein Wind, es begann zu regnen, das Schiff schwankte und die Wellen schlugen über das Verdeck.

Das Volk geriet in Aufruhr, die Weiber schrieen, und die weniger beherzten Männer liefen auf dem Schiffe hin und her und suchten eine Stelle, an der sie sicher wären.

Auch Jefim überkam Furcht, nur ließ er sich nichts merken; so wie er nach seiner Ankunft sich neben den alten Leuten aus Tambow auf den Boden gesetzt hatte, so blieb er die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag sitzen. Sie hielten nur alle ihre Quersäcke fest und sprachen kein Wort.

Am dritten Tag legte sich der Sturm, am fünften Tag landeten sie bei Konstantinopel.

Einige Pilger fuhren ans Ufer, gingen die Sophienkirche zu besichtigen, in der jetzt die Türken herrschen; Tarassytsch stieg nicht aus, blieb auf dem Schiffe sitzen. Nur Maisbrot kaufte er ein.

Sie lagen einen Tag vor Anker und fuhren dann wieder weiter. Sie hielten noch bei der Stadt Smyrna, dann bei der Stadt Alexandria, und gelangten wohlbehalten nach Jaffa.

In Jaffa mußten alle Pilger aussteigen; nun hatten sie noch siebzig Werst zu Fuß nach Jerusalem zurückzulegen.

Bei der Ausschiffung wurde das Volk auch von Furcht ergriffen; der Schiffsbord war hoch und die Leute wurden in die Boote hinabgedrängt, und die Boote schwanken hin und her, und man kann, anstatt in das Boot, leicht daneben geraten. Zwei Leute wurden naß, aber alle kamen doch wohlbehalten ans Ufer.

Nachdem sie gelandet, gingen sie zu Fuße weiter; gegen Mittag des dritten Tages erreichten sie Jerusalem.

Sie kehrten vor der Stadt in der russischen Pilgerherberge ein, ihre Pässe wurden eingetragen, sie aßen zu Mittag und gingen dann mit dem Strannik die heiligen Orte besuchen. Zum Grabe des Herrn wurde man noch nicht eingelassen.

Sie kamen in das Patriarchen-Kloster; dort wurden alle Pilger zusammengerufen und die Männer von den Frauen geschieden. Man hieß sie die Schuhe ausziehen und sich im Kreise niedersetzen; ein Mönch kam mit einem Handtuch und begann ihnen die Füße zu waschen. Er wäscht sie, trocknet sie ab und küßt sie, und so that er bei allen, auch Jefim trocknete er die Füße ab und küßte sie.

Die Pilger wohnten dem Abendgottesdienst und der Frühmesse bei, beteten, steckten Kerzen an und überreichten Geld für die Gedächtnisgebete für ihre Eltern.

Im Kloster gab man ihnen zu essen und reichte ihnen auch Wein.

Am Morgen begaben sie sich in die Grotte der ägyptischen Maria, in der dieselbe Buße gethan; sie stekten Kerzen an und wohnten einem Gottesdienste bei.

Von dort begaben sie sich in das Abrahamskloster. Sie sahen den Garten Sawekas, die Stelle, wo Abraham seinen Sohn Gott zum Opfer bringen wollte.

Dann begaben sie sich nach der Stelle, wo Christus Maria Magdalena erschienen, und in die Kirche Jakobs, des Bruders des Herrn. Alle diese Orte zeigte ihnen der Strannik, und überall gab er an, wie viel Geld man opfern müsse. Zum Mittagessen kehrten sie in die Pilgerherberge zurück, aßen dort, und hatten sich kaum zum

Schlafen niedergelegt, als der Strannik auffuhr, seine Kleider zu durchsuchen, zu durchwühlen begann.

„Man hat mir meinen Geldbeutel mit dem Gelde gestohlen, dreiundzwanzig Rubel waren darin," sagt er. „Zwei Zehn-Rubelscheine und drei Rubel in Kleingeld."

Der Strannik grämte sich sehr darüber, aber da ließ sich nichts thun — sie legten sich zum Schlafen nieder.

IX.

Jefim legte sich zum Schlafen nieder und es regte sich in ihm ein Argwohn.

„Man hat dem Strannik kein Geld gestohlen," denkt er. „Er hatte, scheint mir, gar keins. Nirgends hat er geopfert. Mich hieß er opfern, gab aber selbst nicht und borgte noch einen Rubel von mir."

So denkt Jefim und beginnt sich selbst Vorwürfe zu machen:

„Wie kann ich," sagt er, „so über einen Menschen urteilen! Das ist Sünde. Ich will nicht daran denken."

Doch kaum sucht er es zu vergessen, so denkt er schon wieder daran, wie achtsam der Strannik mit dem Gelde umgeht und wie seine Behauptung, man habe ihm den Geldbeutel gestohlen, nicht warscheinlich ist.

„Und er hatte gar kein Geld," denkt er. „Es ist nur Geflunker."

Gegen Abend standen sie auf und begaben sich zur Frühmesse in die große Auferstehungskirche — zum Grabe des Herrn.

Der Strannik wich nicht von Jefims Seite, ging zugleich mit ihm.

Sie kamen in den Tempel.

Da waren eine Menge Pilger versammelt, sowohl Russen als allerlei andere Völker, Griechen und Armenier, Türken und Syrer.

Jefim kam mit den Pilgern zu der heiligen Pforte. Ein Mönch führte sie. Er führte sie vorbei an der türkischen Wache zu der Stelle, an welcher Christus vom Kreuze genommen und gesalbt wurde und wo Kerzen in neun großen Leuchtern brennen. Alles zeigte er ihnen und erklärte es.

Dann führten Mönche Jefim rechter Hand auf Stufen zum Berg Golgatha hinauf, zu der Stelle, wo das Kreuz gestanden; dort betete Jefim. Dann zeigten

sie ihm die Stelle, wo sich die Erde gespaltet, und die, wo die Hände und Füße Christi mit Nägeln an das Kreuz geschlagen wurden, und das Grab Adams, in dem sich Christi Blut über seine Gebeine ergoß.

Dann kamen sie zu dem Stein, auf dem Christus saß als man ihm die Dornenkrone aufsetzte, und zu der Säule, an die er gebunden wurde, als man ihn geißelte.

Dann sah Jefim dem Stein mit zwei Höhlungen, den Fußspuren Christi.

Die Mönche wollten ihm noch etwas zeigen, aber die Menschenmenge drängte vorwärts.

Alle eilten zu der Grabesgrotte des Herrn.

Geistliche eines andern Glaubensbekennisses hatten dort soeben den Gottesdienst beendet und es begann eine rechtgläubige Messe.

Jefim begab sich mit der Menschenmenge zu der Grotte.

Er wollte den Strannik los werden, hegte ununterbrochen sündhafte Gedanken in bezug auf ihn, aber der Strannik wich nicht von seiner Seite und ging zugleich mit ihm zu der Messe am Grabe des Herrn.

Sie wollten möglichst nahe an dem Grabe stehen, aber es gelang ihnen nicht. Das Volk drängte sich so, daß sie weder vorwärts noch rückwärts konnten.

Jefim steht da, blickt nach vorn nnd betet, tastet aber alleweil, ob sein Geldbeutel noch da ist.

Seine Gedanken sind geteilt: erstens denkt er, daß der Strannik ihn hintergehe; zweitens denkt er, wenn er ihn nicht hintergangen und man ihm den Beutel wirklich gestohlen habe, so heißt es acht geben, daß es mir nicht auch so ergehe.

X.

So steht Jefim da, betet und blickt nach vorn, nach der Kapelle, in sich das Grab befindet und über dem Grab der sechsunddreißig Leuchten brennen.

Jefim steht da, blickt über die Köpfe der Menge und staunt — welch ein Wunder sieht er da vor sich!

Dicht vor den Leuchten, in denen vor ihnen allen das heilige Feuer brennt, sieht er einen Greis in einem Kaftan aus grobem Bauerntuch stehen, mit einer glänzenden Glatze, die sich über den ganzen Kopf erstreckt, gerade so wie bei Jelissei Bodrow.

„Er ist Jelissei ähnlich," denkt er. „Doch er kann es nicht sein. Er konnte nicht vor mir herkommen. Das letzte Schiff, das vor uns fuhr, ging eine Woche früher ab. Er konnte mich nicht überholen. Und auf unserem Schiffe war er nicht. Ich habe alle mitreisenden Pilger gesehen."

Kaum dachte das Jefim, so begann der Alte zu beten und sich dreimal zu verneigen: einmal nach vorn hin, vor Gott, dann vor den Rechtgläubigen nach beiden Seiten hin.

Und wie der Alte den Kopf nach der rechten Seite wandte, erkannte ihn Jefim.

Er war es, Bodrow, sowohl der schwärzliche Krausbart auf den Wangen mit grauen Haaren gemischt, und die Augenbrauen und die Augen, die Nase und sein ganzes Gesicht. Es war Jelissei Bodrow selbst.

Da freute sich Jefim, daß er seinen Gefährten gefunden hatte, und wunderte sich, wie Jelissei vor ihm ankommen konnte.

„Sieh da, Bodrow," denkt er, „wenn er früher angekommen ist, da hat er offenbar einen Menschen getroffen, der ihn hergeführt hat. Beim Ausgang werde ich ihn treffen, werde meinen Strannik in der Kappe fahren lassen und mit ihm herumgehen. Er wird mich schon gut führen."

Und Jefim gab wohl acht, um Jelissei nicht aus den Augen zu verlieren.

Der Gottesdienst war zu Ende, die Menge geriet in Bewegung, die Leute gingen zum Grab, um dort niederzuknieen, drängten sich und stießen Jefim beiseite.

Abermals überkam ihn Furcht, daß man ihm seinen Geldbeutel stehlen könnte.

Er hielt mit der Hand den Geldbeutel fest und begann sich durchzudrängen, um nur ins Freie zu gelangen.

Er gelangte ins Freie, ging hin und her, suchte Jelissei, draußen und in der Kirche.

In den Seitenkapellen der Kirche sah er viel Volk: einige aßen dort und tranken Wein, andere schliefen oder lasen.

Doch Jelissei war nirgends zu erblicken.

Jefim kehrte in die Pilgerherberge zurück, ohne seinen Gefährten gefunden zu haben.

An diesem Abend kam auch der Strannik nicht mehr in die Pilgerherberge.

Er war verschwunden, ohne ihm den geliehenen Rubel zurück zu geben.

Jefim blieb allein.

Am folgenden Tage ging er wieder mit einem alten Mann aus Tambow, der mit ihm auf dem Schiffe angekommen war, zum Grabe des Herrn.

Er wollte sich vordrängen, doch abermals drängte man ihn zurück und er stand bei der Säule und betete.

Wie er nach vorn blickte, sah er wieder unter den Leuchten dicht am Grabe des Herrn ganz vorn Jelissei stehen, mit ausgebreiteten Armen, wie ein Prister am Altar, und auf seinem ganzen Kopf glänzte die Glatze.

„Na," denkt Jefim, „jetzt lasse ich ihn nicht mehr aus den Augen."

Er versuchte sich vorzudrängen.

Wie er sich vorgedrängt hatte — war Jelissei verschwunden.

Er war offenbar hinausgegangen.

Und am dritten Tag sah er abermals Jelissei am Grabe des Herrn auf derselben geweihten Stelle stehen, vor aller Augen die Arme ausbreiten und nach oben blicken, gleich als ob er etwas sähe. Und auf seinem ganzen Kopf glänzt die Glatze.

„Na,“ denkt Jelissei, „jetzt lasse ich mir ihn nicht mehr entschlüpfen, ich werde zum Ausgang gehen und dort stehen bleiben. Dort werden wir uns nicht verfehlen.“

Jefim ging hinaus und stand lange beim Ausgang. Einen halben Tag stand er dort: alle Leute gingen hinaus — Jelissei war nicht unter ihnen.

Jefim blieb sechs Wochen in Jerusalem und besuchte alle Orte, sowohl Bethlehem als Bethanien und den Jordan, und ließ am Grabe des Herrn das Siegel auf ein neues Hemd drücken, in dem er begraben werden wollte, und schöpfte in einer Flasche Wasser aus dem Jordan, nahm auch Erde mit und geweihte Kerzen und ließ an acht Stellen Gedächtnisgebete verrichten, verausgabte dabei all sein Geld, so daß ihm nur so viel blieb, als er brauchte, um nach Hause zu gelangen, und trat dann die Rückreise an.

Er kam nach Jaffa, bestieg das Schiff, gelangte nach Odessa und ging von dort zu Fuße heim.

XI.

Jefim wandert allein auf der Straße, auf der er ausgezogen war.

Als er sich seiner Heimat näherte, regte sich wieder die Sorge in ihm, wie die Seinen wohl ohne ihn zu Hause leben.

In einem Jahr, denkt er, läuft ja viel Wasser ins Thal. Ein ganzes Menschenalter hindurch arbeitet man an der Begründung eines Hauswesens, aber es bedarf nicht viel Zeit, um es zu grunde zu richten.

Wie mag der Sohn ohne ihn die Wirtschaft geführt haben, wie war wohl der Frühling, wie hat das Vieh den Winter überstanden, ob sie wohl das neue Haus fertig gebaut haben?

Jefim gelangte zu derselben Stelle, an der er sich im Vorjahre von Jelissei getrennt hatte.

Die Leute, die da leben, sind nicht wieder zu erkennen. Wo das Volk im vorigen Jahre in Not und Elend war, dort leben jetzt alle in guten Verhältnissen. Die Ernte ist gut gewesen. Das Volk hat sich wieder erholt und das frühere Leid vergessen.

Gegen Abend kommt Jefim zu demselben Kirchdorf, in dem ihn Jelissei im vergangenen Jahre verlassen hatte.

Kaum ist er in das Dorf getreten, so springt ein Mädchen in weißem Hemd aus einer Hütte heraus.

„Onkel! Onkelchen! Kehre bei uns ein!“

Jefim wollte vorbeigehen, aber das Mädchen ließ ihn nicht, ergriff ihn am Rockschoß, zieht ihn nach der Hütte und lacht dazu.

Eine Frau trat mit einem Jungen auf die Vortreppe hinaus und ladet ihn gleichfalls ein:

„Komm zu uns, Onkelchen, iß mit uns zu Abend, übernachte hier.“

Jefim kehrte in der Hütte ein.

„Bei dieser Gelegenheit,“ denkt er, „werde ich mich

nach Jelissei erkundigen. Er trat doch damals in diese selbe Hütte, um hier zu trinken."

Jesim trat ein, die Frau nahm ihm den Quersack ab, brachte ihm Waschwasser und führte ihn dann zum Tisch. Sie brachte Milch, Quarkkuchen, Hirsebrei — stellte alles auf den Tisch.

Tarassytsch dankte den Wirtsleuten und lobte sie dafür, daß sie Pilger aufnehmen.

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Wir können nicht umhin, Pilger aufzunehmen," sagte sie. „Durch einen Pilger haben wir erst das Leben erkannt. Wir lebten gottvergessen in den Tag hinein und Gott strafte uns so, daß wir alle dem Tode entgegen sahen. Es kam leider so weit daß wir alle da lagen — wir hatten nichts zu essen und waren krank. Wir waren dem Tode nahe, als Gott uns solch einen Mann wie Du, Alter sandte. Er kam gegen Mittag in unsere Hütte, um zu trinken, erblickte uns, empfand Mitleid mit uns und blieb hier. Er gab uns zu trinken und zu essen und half uns auf die Beine, löste unsere verpfändeten Aecker aus und kaufte ein Pferd nebst Telega und ließ es bei uns zurück."

Ein altes Weib trat in die Hütte und unterbrach die Erzählung der Bauernfrau.

„Und wir wissen selbst nicht, ob es ein Mensch oder ein Engel Gottes war," sagte sie. „Alle liebte er, mit allen hatte er Mitleid, und er ging fort ohne uns ein Wort zu sagen, und wir wissen gar nicht, für wen wir zu Gott beten sollen. Ich sehe es noch vor mir, als ob es heute wäre: ich liege da, erwarte den Tod — da sehe ich einen alten Mann eintreten, einen schlichten Menschen mit einer Glatze — er verlangt Trinkwasser. Ich Sünderin dachte noch: Was treibt sich solches Bettelvolk umher! Und was hat er für uns gethan! So wie er uns erblickte, nahm er sofort seinen Quersack ab, setzte ihn hierher und band ihn auf."

Da trat auch das kleine Mädchen ein.

„Nein, sagte sie, „Großmütterchen, er hat den Quersack erst hierher in die Mitte der Stube gelegt und dann ihn auf die Bank gehoben."

Und sie begannen unter einander zu streiten und all seiner Worte und Thaten zu gedenken: wo er gesessen, und wo er geschlafen, und was er gethan, und was er einem jeden gesagt hatte.

Vor Anbruch der Nacht kam auch der Hauswirt angeritten und begann gleichfalls von Jelissei zu erzählen, wie er bei ihnen gelebt hatte.

„Wenn er nicht zu uns kam," spricht er, „wären wir alle in unseren Sünden gestorben. Wir starben in Verzweiflung, murrten gegen Gott und die Menschen. Und er hat uns auf die Beine geholfen und durch ihn haben wir auch Gott erkannt und begonnen, an gute Menschen zu glauben. Christus gebe ihm die ewige Seligkeit! Früher lebten wir wie das Vieh, er hat uns zu Menschen gemacht."

Nachdem sie Jefim mit Speise und Trank erquickt, bereiteten sie ihm ein Lager und gingen selbst zur Ruhe.

Jefim liegt da und kann nicht einschlafen, das Bild Jelisseis kommt ihm nicht aus dem Sinn, wie er ihn dreimal in Jerusalem ganz vorn am Grabe gesehen.

„Wie hat er mich nur überholen können," denkt er. „Ob mein Opfer angenommen ist. weiß ich nicht, aber sein Opfer hat der Herr angenommen."

Am Morgen nahm Jefim Abschied von seinen Wirtsleuten.

Sie gaben ihm Pirogen auf den Weg mit und gingen dann zu ihrer Arbeit, Jefim aber setzte seine Wanderschaft fort.

XII.

Jefim war ein volles Jahr unterwegs gewesen.

Im Frühling kehrte er nach Hause zurück.

Er kam gegen Abend in seiner Hütte an.

Der Sohn war nicht zu Hause, er befand sich in der Schenke.

Als er von dort zurückkam, begann Jefim ihn auszufragen.

Aus allem, was er erfuhr, ersah er, daß sein Junge in seiner Abwesenheit schlecht gewirtschaftet hatte.

Das Geld hatte er schlecht angewendet, die Wirtschaft vernachlässigt.

Der Vater begann ihm Vorwürfe zu machen, der Sohn wurde grob.

„Du hättest Dich," sagt er, „sebst rühren können, aber Du bist fortgezogen und hast noch alles Geld mitgenommen, und jetzt verlangst Du von mir Geld."

Da geriet der Alte im Zorn und schlug den Sohn.

Am Morgen begab sich Jefim Tarassytsch zum Starosta, um mit ihm über seinen Sohn zu sprechen — er kommt an Jelisseis Hofe vorbei.

Da steht das Weib Jelisseis auf der Vortreppe und begrüßt ihn.

„Willkommen, Gevatter!" sagt sie. „Bist Du gut zurückgekehrt, Herzliebster?"

Jefim Tarassytsch blieb stehen.

„Gott Lob!" sagt er. „Ich bin hingekommen. Deinen Alten habe ich unterwegs verloren, aber ich höre, daß er nach Hause zurückgekehrt ist."

Und die Alte begann zu erzählen — sie schwatzte gern.

„Er ist zurückgekommen," sagt sie, „unser Ernährer, längst ist er zurückgekommen. Bald nach Marias Himmelfahrt kam er. Wir waren froh, daß ihn Gott zurückgeführt hatte. Es war uns traurig ums Herz ohne ihn.

Arbeiten kann er zwar nicht mehr viel — seine Zeit ist schon vorüber. Aber er ist doch das Haupt des Hauses, und wir sind fröhlicher, wenn er da ist. Und wie hat sich unser Junge gefreut! Ohne ihn sagt er, ist es wie ohne Augenlicht. Traurig war es ohne ihn, Ersehnter, wir lieben ihn, und wir trauerten um ihn."

„Wie denn? Ist er jetzt zu Hause?"

„Ja, Gevatter, er ist im Bienengarten, sammelt die Schwärme. Die Bienen schwärmen gut, sagt er. Gott hat mir eine solche Menge Bienen gegeben, daß ich alter Mann mich einer gleichen nicht erinnere. Gott, sagt er, rechnet uns nicht die Sünden an. Geh' zu ihm, Ersehnter, wie wird er sich freuen!"

Jefim ging durch das Vorhaus, durch den Hof in Jelisseis Bienengarten.

Er tritt in den Bienengarten und sieht dort Jelissei unter einer Birke stehen, ohne Netz, ohne Handschuhe in einem g auen Kaftan, mit ausgebreiteten Armen, und zum Himmel empor blicken, und seine Glatze glänzt auf dem ganzen Kopf, so wie er in Jerusalem am Grabe des Herrn stand — und wie in Jerusalem blitzen über ihm durch die Birkenzweige die Sonnenstrahlen und rings um seinen Kopf haben sich goldige Bienen zu einem Strang verschlungen, schwärmen hin und her und stechen ihn nicht.

Jefim blieb stehen.

Jelisseis Alte rief ihren Mann.

„Der Gevatter," sagte sie, „ist angekommen."

Jelissei sah sich um, freute sich, ging dem Gevatter entgegen und entfernte vorsichtig die Bienen, die sich in seinem Bart verfangen hatten.

„Bist Du wohlbehalten wiedergekehrt, Gevatter, wohlbehalten, lieber Mann? . . . Ist die Reise gut verlaufen?"

„Die Füße haben es ausgehalten, und ich habe Dir Wasser vom Jordan mitgebracht. Besuche mich und hole es . . . aber ob der Herr mein Opfer angenommen hat . . ."

„Nun, Gott Lob! Christus gebe Dir die ewige Seligkeit!"

Jefim schwieg eine Weile.

„Mit den Füßen war ich da, aber ob ich mit der Seele da war oder ein anderer . . ."

„Das ist Gottes Sache, Gevatter, Gottes Sache!“

„Auf dem Rückweg war ich auch — in der Hütte, in der Du zurückgeblieben bist . . .“

Jelissei erschrak und sagte schnell:

„Das ist Gottes Sache, Gevatter, Gottes Sache! Nun, komm in die Stube . . . ich werde Honig bringen.“

Und Jelissei lenkte das Gespräch auf etwas anderes und begann von seinen häuslichen Angelegenheiten zu sprechen.

Jefim seufzte und erinnerte Jelissei nicht mehr an die Leute in der Hütte und daran, daß er ihn in Jerusalem gesehen hatte.

Er begriff, daß Gott jedem in der Welt geboten habe, sein Leben lang Opfer zu bringen — durch Liebe und gute Werke.

Druck von Emil Grüner,
Bernau b. Berlin.